Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 19 — Gotha, 7. Oktober 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Erntedank [Sp. 937] — Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas. 4. Die Entstehung der christlichen Theologie [Sp. 938] — Rechtfertigung und Wiedergeburt [Sp. 948] — Von Julius Kaftan [Sp. 949] — Der Pfarrer bei Theodor Fontane [Sp. 952] — Das soziale Institut der christlichen Weltkonferenz [Sp. 954] — Zum Vorschlage der kirchlichen Wirtschaftskommission [Sp. 956] — Ueber den Ausdruck „deutsch-christlich" [Sp. 959] — Das Rundschreiben des Kreispfarrers Lic. Bachmann und des Pfarrers Lic. Schafft zum Volksentscheid [Sp. 961] — Konkordat, Evangelische Kirche, Politische Parteien. Aus der Deutschen Demokratischen Partei [Sp. 963] — Die 30. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Dresden [Sp. 966] — Neue Böhme-Literatur. Luther und Böhme (Jones, Bornkamm, Wiesenhütter) [Sp. 968] — Die neue Türkei (Klinghardt) [Sp. 971] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage. Geburtenrückgang, Außenpolitisches, Bergarbeiterstreik, Landarbeiter [Sp 973] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 977] — Wöchentliche Chronik [Sp. 979] — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen [Sp. 980] — Versammlungskalender — Anzeigen

Erntedank

Er nahm den Kelch, dankte und sprach: Nehmet hin und teilet ihn unter euch . . . . .
Und er nahm das Brot, dankte und brachs und gabs ihnen . . . .

Luk. 22, 17 und 19

Der Herbst lagert über dem Land. Auf den Feldern wird es immer einsamer. Wie lange dauert es noch — und winterliche Stille herrscht auf den Äckern, wie wenn sie von wohl vollbrachter Arbeit ruhten. Nun ist die Zeit, wo der Bauer sein Erntedankfest begeht; in manchen Gegenden früher, in anderen später. Er dankt Gott für die Nahrung, die er auch in diesem Jahre wieder gegeben.

Für den Städter freilich ist das Bedürfnis nach Erntedank verblaßt. Von allen christlichen Festen hat das Erntedankfest wohl am meisten seine Eindruckskraft verloren. Die Mehrzahl unserer Leser gehört zu den Leuten, die den wirtschaftlichen Ertrag ihrer Arbeit nicht mehr unmittelbar in der Natur erhalten. In der Form von Gehalt, Geschäftsgewinn, Honorar fließt er ihnen zu. Man kauft allerdings damit die Naturerzeugnisse. Aber daß man sie kaufen kann, wird als Selbstverständlichkeit angesehen. Man kann ja für Geld Alles haben. Die Erfahrung der Kriegsjahre sollte uns zur Besinnung gebracht haben!

Aber letztlich ist es noch etwas Anderes als die Entfremdung von der Natur, das den Erntedank abgeblaßt hat. Etwas sehr Gefährliches; gefährlich auch für den Landwirt. Es ist eine Sünde, die es zu allen Zeiten gab, aber in der Zeit der modernen industriell-technischen Leistung besonders graß und allgemein auftritt. Sie besteht darin, daß man es vergessen hat, daß Gott uns die Nahrung gibt. Wir Menschen mit unserer Arbeit und Intelligenz, mit unserer Naturbeherrschung und Organisation sind es doch, die die Güter hervorbringen. Wir sind es, die sich selbst erhalten. Haben wir zu essen, so ist es unsere Tüchtigkeit, die es uns ermöglicht hat; haben wir nicht zu essen, dann machen wir Menschen dafür verantwortlich, freilich selten uns selbst, sondern Andere, die Gemeinde, den Staat, den Arbeitgeber, den Kapitalismus, die anderen politischen Parteien.

Nun freilich, die Menschen beschränken sich mit ihrer Torheit und Habsucht selbst den Genuß des Lebensunterhaltes durch schlechte Produktion und schlechte Verteilung. Aber daß überhaupt Etwas da ist, an dem produziert und das verteilt werden kann, das steht in Gottes Hand. Wir sollten den hochmütigen Wahnsinn verlernen, daß wir das Brot schaffen. Wenn Gott nicht den Acker bestellt, arbeiten umsonst, die sich um ihn mühen. Das weiß der Landwirt bei einigem Nachdenken. Aber auch der Industrielle, der Arbeiter, der Beamte müssen es wissen. Und daß wir trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten doch zu leben haben, kommt nur von Gottes Güte, in der er seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und Guten und regnen läßt über die Gerechten und Ungerechten.

Unsre Abhängigkeit von Gott auch in Sachen des körperlichen Lebensunterhaltes, sollten wir wieder mehr erkennen und demütig sein gegenüber den großen übermenschlichen Mächten der Natur: dann danken wir auch mehr für das Alltägliche. Jesus hat es regelmäßig getan vor Essen und Trinken. Tun wir es auch im Herbst an dem Sonntage, den die jeweilige Landeskirche zum Erntedankfest verordnet hat. Denn im Grunde haben sich im Zeitalter der industriellen Organisation und Produktion die Verhältnisse gegenüber der agrarwirtschaftlichen Lage des Neuen Testaments nicht so verändert, daß das Danken für die jährlichen Gaben des Feldes überflüssig geworden wäre. W

Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas

IV. Die Entstehung der christlichen Theologie

Wie einst Varro die „Theologie" bestimmt hat — Augustin hat sich damit in seinem Hauptwerk auseinandergesetzt —, kann nicht den Ausgangspunkt für die Behandlung unseres Themas bilden, denn es war in der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, bereits veraltet; vielmehr muß der Begriff „Theologie" selbst nach dem neuen geschichtlichen Tatbestand bestimmt werden.

Wo in den höheren Religionen eine Theologie ausgebildet wird, wird sie sich stets in doppelter Gestalt darstellen — als eine Theologie von Innen und eine Theologie von Außen. Jene bringt den gedankenmäßigen Inhalt der Religion vom Standpunkt des Gläubigen zu einem geordneten, einheitlichen Ausdruck und rechnet für seine Wahrheit auf die innere Überzeugungskraft oder zieht sich auf die Einsicht zurück, „daß eine Straßenkarte von London nur für Solche von Wert ist, die in London leben". Auch wird der Theologe hier niemals von dem Bewußtsein verlassen sein, daß er nur unter dem Beistand des Geistes Gottes Theologie auszusagen vermag, daß also seine Arbeit eine charismatisch bedingte ist. Endlich steht der Theologe hier vor einer doppelten Möglichkeit: er kann den Inhalt der Religion als einen gegebenen objektiven Tatbestand, von dessen Wirklichkeit und Wahrheit er sich überzeugt hat, zur Darstellung bringen, oder er kann sein eigenes religiöses Erlebnis auseinandersetzen und auf einen objektiven Tatbestand zurückführen.

Die „Theologie von Außen" stellt die betreffende Religion in den Kreis der übrigen Erkenntnisobjekte und beurteilt ihre Wirklichkeit und Wahrheit nach allgemein gültigen geschichtlichen, psychologischen und theoretischen Erkenntnisprinzipien, die freilich verschiedene sein können (rational begriffliche oder spekulative). Der Erfolg bei dem Theologen selbst ist hier entweder Zustimmung (Apologetik) oder Verwerfung oder bedingte Zustimmung und Verwerfung.

Zwischen den beiden Arten von Theologie gibt es Mischformen verschiedener Stufen, ja sie haben in Wahrheit den Gang der Entwicklung beherrscht, der in Folge davon stets mit Unklarheiten behaftet blieb. Auch heute ist es nicht anders. Jedoch haben diese Mischformen ihr Recht daran, daß sie irgendwie voraussetzen, daß die Innenschau und die Außenschau sich begegnen können, ja aufeinander angewiesen sind, weil es einen Verstand gibt, dem Metaphysisches und Metethisches zugänglich ist, also auch Gott.

Eine besondere Frage ist es noch, ob die Einzelnen die theologische Aufgabe übernehmen oder ob die Gemeinschaft als solche es tut. Darüber wird später zu reden sein.

Wie steht es nun mit der christlichen Religion? Wann ist es in ihr zu einer Theologie gekommen und zu welcher zuerst?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: das Judenchristentum — ich sehe vom späteren, gnostischen ab — hat keine Theologen hervorgebracht oder vielmehr nur einen, der es aber durch seine Theologie gesprengt hat, den Apostel Paulus.

1. Paulus

Paulus war ein wirklicher Denker in der Religion, und zwar suchte er von Innen heraus, also als Charismatiker, nach einem streng einheitlichen Verständnis, unbeschadet daß daneben bei ihm versuchte Ideen liefen und daß er auch von Außen religionsgeschichtlich-apologetisch zu denken verstand. Daß die christliche Religion bereits am Anfang einen Denker besessen hat, der den ungeheuren überlieferten Stoff (siehe das 2. Kapitel dieser Vorlesungen) zentralisierte, ist eine besonders wichtige Tatsache.

Paulus war ein Theologe, der sein eigenes inneres Erlebnis erfaßt und zum Ausgangspunkt seines theologischen Denkens gemacht hat.

Er war ein jüdischer Denker — im Alten Testament lebend, vom Pharisäismus kommend — sowohl wenn er den Tatbestand erhob, als auch in seinen Beweisführungen. Nur sekundär war er von der Mysteriensprache der Griechen — kaum vom Mysterienwesen — und von ihrer idealistischen Popularphilosophie beeinflußt. Sein bohrender Erkenntnisdrang stammte nicht aus ihr.

In den Mittelpunkt hat er die Versöhnung mit Gott, wie ihn Jesus verkündigt hat, und daher die Person Jesu gestellt, durch dessen Werk die Erwählten gerechtfertigt werden. Die Behauptung, er habe eine fertige, aus der spätjüdischen messianischen Dogmatik stammende Christologie über Jesus gestülpt, ist unhaltbar — erstlich weil eine fertige Christologie überhaupt nicht bei ihm vorliegt, zweitens weil die Überzeugung, daß Jesus jetzt als Erhohter regiert, von ihm an dem Bilde und Wirken des geschichtlichen Jesus (Hoheit in der Demut), an seinem im Kreuzestode gipfelnden Gehorsamswerk und an seiner Auferstehung gewonnen ist. Die Präexistenzvorstellung in Bezug auf den Messias hat er mit einigen spekulativen jüdischen Lehrern geteilt; aber sie kam seiner übergeschichtlichen Schätzung Jesu entgegen und bedeutete in der damaligen Zeit nicht soviel wie heute unter den geänderten Welterkenntnissen.

Er erfaßte die von ihm gewonnene Erkenntnis der Bedeutung Christi als die große Paradoxie in der Geschichte, sofern er lehrte, daß sie, von Außen betrachtet, als Ärgernis und Torheit erscheinen müsse, von Innen angesehen aber als göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Dagegen war ihm das Wesen Gottes als Allmacht in keinem Sinne paradox. Auch nicht paradox, sondern unerfaßlich groß war ihm die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, und seine Wege und Gerichte waren ihm zwar unergründlich und unerforschlich, aber der Geist erschließt sie den „Geistlichen" von einer Klarheit zur anderen.

Verschlungen mit der Betrachtung „Sünde, Gnade, Rechtfertigung und Versöhnung" ist bei Paulus eine zweite „Geist und Fleisch"; hellenisch anmutend, stammt sie doch nicht aus hellenischer Weisheit, sondern aus denselben Quellen, denen er die erste verdankt — aus dem Spätjudentum und der eigenen Erfahrung. Magisch-Sakramentales ist in einigen Ausführungen unverkennbar; aber das Geistige bleibt ihm übergeordnet. Die Kosmologie und die göttliche Weltpädagogie haben für Paulus die höchste Wichtigkeit, aber nicht als philosophische Probleme, sondern vor allem, um das Gewaltige, die Höhe und die Tiefe der Erlösung, näher zu bringen.

So groß der Erfolg der Missionswirksamkeit des Paulus gewesen ist, so wenig hat seine Theologie — er nahm für sie Allgemeingültigkeit in Anspruch wie für sein Evangelium; doch unterschied er zwischen „Glaube" und „Erkenntnis" und mutete diese nur den „Vollkommenen" zu — als einheitliche Glaubenserkenntnis gewirkt und Schüler gefunden. Nicht nur uns, sondern auch seinen Gemeinden lag sie bloß in erbaulichen Briefen, also in Fragmenten vor; ferner, seine dogmatischen Betrachtungen behandelten religiöse Probleme, die den Heidenchristen unverständlich waren, und ließen Probleme bei Seite, die sie beschäftigten; kaum konnten sie von einem kleinen Kreise geförderter Christen in ihrer Tiefe verstanden werden. Dazu: sie waren oder schienen wenigstens in Bezug auf das Geschichtliche, das Gesetz, und das Theoretische, die Freiheit, von Widersprüchen nicht frei. Endlich, es mag sein, daß halb unbewußt das „katholische" Streben in den heidenchristlichen Gemeinden Paulus gegenüber wirksam gewesen ist, sich nicht festzulegen, nichts zu verengen und den ganzen komplexen Schatz der disparaten Überlieferungen in Kraft zu erhalten[1]). Aber eben das, was die Paulinische Theologie um die Schulwirksamkeit in der nächsten Folgezeit und auch ferner noch gebracht hat, hat ihr eine überzeitliche Kraft verliehen, die in der Kirchen- und Dogmengeschichte immer wieder hervorgebrochen ist.

2. Johannes

In den nächsten zwei Menschenaltern nach Paulus hat es nur einen Theologen gegeben; denn keiner der sogenannten apostolischen Väter darf so bezeichnet werden. Der Eine war Johannes; aber ich muß mich über ihn kurz fassen, denn seine Theologie hat zunächst noch weniger als die des Paulus, ja überhaupt erst gewirkt, nachdem sein Evangelium und seine Briefe Bestandteile des Neuen Testaments geworden waren, und auch dann nur langsam und schwach. Diese, Grundzüge des Paulinismus voraussetzende, Theologie war trotz ihrer im Hintergrunde liegenden scharfen Problematik eine mystische Fuge in großen Begriffen über die durch die Fleischwerdung des Sohnes Gottes gewordene „Gnade und Wahrheit", die gleichzeitig trennt und verbindet, d. h. einerseits den

[1]) Ich habe in der Einleitung zu meiner Monographie über Marcion auf den tiefen Unterschied der Theologie hingewiesen, die versucht die heiligen Überlieferungen und Erfahrungen zu zentralisieren und auf einheitliche Grundgedanken zu reduzieren, und der anderen, welche sich damit begnügte, Einzelnes aus dem großen Schatz je nach Bedarf herauszugreifen und zu bearbeiten unter der Voraussetzung, daß die Offenbarung selbst für ihre Einheit bürgt und wir nicht genötigt, auch nicht imstande sind, bis zu dieser vorzudringen. Ja ein solches Beginnen wird für gefährlich gehalten, weil es den Reichtum der Offenbarung bedroht. Im Grunde ist das noch heute trotz aller kirchlichen Dogmatik der Standpunkt des Katholizismus.

Gegensatz der Kinder Gottes und der Kinder des Teufels und der Welt zu voller Auswirkung bringt, andererseits die wesentliche Liebeseinheit, die zwischen Gott und seinem Sohne besteht, auf die Kinder Gottes überträgt — „ut omnes unum". Auch hinter der Theologie des Johannes liegt wie hinter der des Paulus als Ausgangspunkt und Objekt das eigene christliche Erlebnis, aber Paulus hat es psychologisch-ergreifend zu entwickeln verstanden. Das ist Johannes versagt geblieben; er hat es in tiefsinnigen Abstraktionen zum Ausdruck gebracht, deren präzisen Sinn zu bestimmen er den gleichgestimmten Seelen überlassen hat. Man mißversteht ihn aber, wenn man aus diesen Abstraktionen ein metaphysisch-gnostisches System zu entwickeln versucht; sie sind sämtlich religiös gedacht und haben mit der idealistischen Philosophie des Zeitalters und mit der orientalischen Mysterienweisheit nur gewisse Stichworte gemeinsam, die dort und hier einen anderen Sinn und Zweck haben. Die Johanneische Theologie ist christliche Mystik; ihr Mutterboden aber ist nicht die griechische Religionsphilosophie, sondern spätjüdische Frömmigkeit und Mystik.

3. Die Gnostiker (Valentin) und Marcion

Die große Krisis der Kirche in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist dadurch bezeichnet, daß die zahlreichen Theologen, die in dieser Epoche aufgetreten sind, sämtlich sehr bald von der Kirche abgelehnt und exkommuniziert werden mußten. Es handelt sich um die Gnostiker und um den Stifter einer eigenen christlichen Kirche, Marcion.

Nicht alle Persönlichkeiten, die in der Kirchengeschichte als „Gnostiker" bezeichnet werden, waren Theologen; aber die bedeutenden in dieser bunten Gesellschaft waren es, vor allem Valentin und seine selbständigen Schüler sowie Basilides.

Diesen Theologen darf die Christlichkeit schlechterdings nicht abgesprochen werden; denn die Gewißheit der Erlösung der Welt durch Christus war wie für Paulus, so auch für sie die Zentrallehre, ihre weitschichtige Kosmologie bildete nur den Unterbau für diese, und es dauerte eine geraume Zeit, bis man ihnen die Christlichkeit aberkannte. Auch traten sie nicht als kühle Denker von Außen an die christliche Religion heran, sondern wollten, wie Paulus, zur Darstellung bringen, was die christliche Überlieferung und der „Geist" sie gelehrt hatten. Sie waren Charismatiker.

Aber von Paulus unterschieden sie sich durch ein Dreifaches: (1) durch die aus hellenischem Denken stammende Überzeugung, daß „Erkenntnis" und Religion streng zusammenfallen, d. h. daß der Glaube sei es eine minderwertige Vorstufe, sei es etwas Irriges sei, und daß demgemäß die Objekte und Autoritäten des Glaubens, wie vor allem das Alte Testament und sein Gott, ebenfalls etwas Minderwertiges, ja Schlimmes seien. (2) Durch die Mysterienlehre, daß die Weltentstehung und die Weltgeschichte eine große Episode in der Geschichte der Geister seien, die wiederum eine Geschichte des einen Göttlichen ist, das sich in dem Vielen, d. h. in Äonen und Geistern, entfaltet, in diesen Entfaltungen einen Fall erleben muß, um dann wieder zu dem Einen zurückzukehren. Das orientalisch-griechische hohe Lied von dem verhängnisvollen, aber notwendigen Fall und Abstieg der zu Gott und der Oberwelt gehörenden Geister — dabei kommt es zur Entstehung der Materie aus dem Nichts, der Welt und des Fleisches — und von ihrem Aufstieg ist von den gnostischen Theologen als das Grundschema ihres Denkens über Welt und Religion rezipiert worden, aber so, daß Christus den Wendepunkt bezeichnet, indem er durch Erkenntnis und Sakramente die in der Welt gefangenen Geister aufklärt und ihnen eben dadurch die Rückkehr ermöglicht. (3) Durch die Überzeugung, daß sich in der transzendentalen und in der irdischen Geschichte Alles nach strenger Notwendigkeit vollzieht, also auch die zwei bzw. drei Menschenklassen, die in der von Geist und Materie gemischten Welt entstanden sind (Geistesmenschen und Materiemenschen, bzw. diese und die mittlere Klasse der niedrigen Gesetzes- und Glaubensmenschen, Psychiker genannt), bleiben müssen, was sie sind, die wirkliche Erlösung sich daher nur auf die erste Gruppe beziehen kann. Letztlich war das Unerträglichste an dieser Theologie, daß Gott einerseits das völlig Unerkennbare, „der Abgrund", sein soll, und daß andererseits die pneumatischen Menschen ihrem Wesen nach mit ihm stammverwandt, ja Teile von ihm sein sollen. Durch dieses wie jenes war der christliche Gottesbegriff mit einem fremden vertauscht. Dort kamen sie zu erkenntnistheoretischen und metaphysischen Absurditäten — wir erleben sie heute wieder —, zu einer Erkenntnis, die nicht erkannt werden kann, und zu einem Erlebnis, das nicht erlebt werden darf; hier erfüllten sie sich mit dem Hochmut, selbst Funken Gottes zu sein, zu vornehm für diese Welt [2]).

Ursprünglich, aber nur auf eine kurze Zeit, in Ratlosigkeit sie duldend, sahen die Kirchen doch bald das Unerträgliche dieser Theologie ein, weil sie erstens in flagranter Weise Hauptpunkte der Überlieferung verwundete (der Erlösergott ist nicht der Schöpfergott; das Alte Testament mit seinem Gott ist zu verwerfen; die Materie und das Fleisch sind als solche schlecht; Christus ist nicht wahrhaft Fleisch und Mensch geworden; das Fleisch kann nicht auferstehen usw.), weil sie zweitens Unerhörtes einführte (die fremde Aonenlehre, neue Sakramente usw.), und weil sie drittens die Universalität der christlichen Botschaft und, mit der Leugnung des freien Willens, auch die moralische Verantwortung und die Ethik aufhob. Man mußte sich daher entschließen, diese Theologen aus der Kirche zu entfernen.

Der Kampf war schwer, weil die Kirchen in ihm erst selbst zur Klarheit darüber kommen mußten, welcher Spielraum der Spekulation in der christlichen Religion gewährt werden dürfe, und was mit dem Bekenntnis zu dem Einen Gott und zu dem „Herrn" Christus vereinbar und unvereinbar sei. Dazu kam, daß man ebenbürtige und vertrauenswürdige Theologen diesen Gnostikern zunächst nicht entgegenzustellen hatte, daß von Valentin und seinen Schülern Gelehrtes, Erbauliches und christlich Tiefsinniges in großer Fülle produziert wurde, und daß das hohe Lied vom Abstieg und Aufstieg der Seele, die volle Vergöttlichung Jesu (bis zur Verneinung alles Menschlichen an ihm) und die strenge Askese den höchsten Reiz auf die ernsten Seelen der damaligen Zeit ausüben mußten. Wie kann man sich da wundern, daß die Kämpfenden, die zunächst nur die überlieferte „Verkündigung" einzusetzen hatten, im Kampf auch Erhebliches von ihren Gegnern angenommen haben, die im Bunde mit dem wissenschaftlichen Idealismus und der Mystik standen?

Gemildert wurde der Kampf dadurch, daß diese Gnostiker sich immer nur an einen kleinen Teil der Christen, an die Geförderten, richten konnten; aber diese Milderung wurde dadurch wieder wettgemacht, daß in derselben Zeit ein theologischer Lehrer auftrat, der seinen kraftvollen Ruf an alle Christen ausgehen ließ und zahlreiche Anhänger im ganzen Reiche gewann — Marcion.

Noch entschlossener als Valentin und andere Gnostiker ist Marcion von Paulus ausgegangen; ja er wollte nichts Anderes sein als Wiederhersteller des Paulinismus. Ganz und gar als Vollstrecker der Lehre des Apostels empfand er sich, wenn ihn auch seine Kirche nachmals neben Paulus gestellt hat. In Marcion steht der erste Theologe vor uns, der sich nicht als Prophet, auch nicht als Charis-

[2]) Das Stärkste in Bezug auf die These, daß Gott „das ganz Andere" sei, findet sich in dem späteren basilidianischen System. Ich hebe aus ihm die Worte in Bezug auf den Uranfang hervor: „Der nicht-seiende Gott schuf eine nicht-seiende Welt aus dem nicht Seienden" (Hippol., Refut. VII, 21).

matiker fühlt, sondern durchaus als Epigone, als Theologe der Überlieferung — freilich einer Überlieferung, die er aus völliger Verdunkelung zu befreien und sicherzustellen habe —, in diesem Sinne von Außen an die Religion herantretend, aber doch deutlich zeigend, daß er, was er lehrt, auch selbst erlebt hat.

Formal betrachtet ist Marcion als Reformator der angeblich in Judaismus versunkenen Christenheit zugleich der erste Theologe im geläufigen Sinne des Worts, weil er die Kirche auf die richtig formulierte Glaubenslehre gründet; denn erstlich bestimmte er die Quellen und Autoritäten scharf und sicher — nicht der „Geist" gilt, nicht das Alte Testament gilt, sondern allein die neue von ihm geschaffene Schriftensammlung; der Theologe muß Bibeltheologe sein, schlechterdings nichts Anderes, und er darf die Bibel auch nicht pneumatisch-allegorisch auslegen, sondern nach dem Wortsinn. Zweitens ist die Bibeltheologie, die sich so ergibt (d. h. der „Paulinismus", nach welchem auch das Evangelium zu erklären ist), als Glaubenslehre die Grundlage der Kirche, und zwar die einzige: Christ kann nur der sein, der die richtige Glaubenslehre hat.

Material teilt Marcion im Gegensatz zu den Gnostikern mit der großen Kirche die universale Bestimmung der christlichen Religion, die Ablehnung fremder Stoffe und die Suffizienz des Glaubens; aber hingerissen von der Neuheit und Größe der christlichen Botschaft — „neu" war sein Stichwort — zerriß er den Zusammenhang von Erlösung und Schöpfung, von Evangelium und Alten Testament, von Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, von Gnade und Gesetz und ließ nur den Vater Jesu Christi als Gott alles Trostes gelten, der seine unfaßliche Liebe darin bewährt hat, daß er die Menschen, für die er der absolut „Fremde" war, weil er sie nicht geschaffen, aus dem Reiche des gerechten furchtbaren Gottes herausgeführt und zu seinen Kindern gemacht hat. Im Grunde kennt er nur diese eine Lehre und dieses eine Dogma, und kennt auch nur eine Theologie, nämlich dieses Dogma antithetisch gegenüber dem Alten Testament und der judaistischen Christenheit zu entwickeln. Für griechische Philosophie und Gnostik hat er nicht das geringste Interesse gehabt. Wenn er doch in einzelnen wichtigen Ausführungen mit Gnostikern zusammentrifft (Dekretismus, Ablehnung der Auferstehung des Fleisches), so sind die Motive bei ihm zum Teil andere, zum Teil beweist das Zusammentreffen nur, wie nahe jedem Denkenden in diesem Zeitalter gewisse idealistische Spekulationen gelegen haben. Von kirchlicher Seite ist dafür ein Menschenalter später Clemens Alexandrinus der beste Beweis.

In wiederholten Ansätzen hat sich Marcion bemüht, die ganze Christenheit vom Alten Testament und von jeder religiösen Kosmologie loszureißen. Als ihm das nicht gelang, gründete er mit großem Erfolg seine „Paulinische" Kirche, in der Glaube, Glaubenslehre und Kirchenlehre zusammenfielen, die also in diesem Sinn Vorläuferin der katholischen Kirche gewesen ist. Der erbitterte Kampf gegen die Marcionitische Kirche erfüllte mehr als ein halbes Jahrhundert den Schauplatz der Christenheit in allen Teilen des Reichs.

4. Die Apologeten

Paulus, Johannes, Valentin und ihm verwandte Lehrer, Marcion — alle diese Theologen, und sie waren die einzigen, sind entweder als Theologen in der Kirche nicht durchgedrungen oder von ihr verworfen worden. Erst mit dem Auftreten der Apologeten beginnt die kontinuierliche Reihe der Theologen in der Kirche und entsteht eine kirchliche Theologie. Was fehlte Jenen allen? Die Verbindung mit der vulgären idealistischen Religionsphilosophie der Griechen! Was besaßen die Apologeten? Eben diese Verbindung! Es ist niederschlagend, aber es ist so — erst durch diese Verbindung ist es zu einer dauernden kirchlichen Theologie gekommen.

Die Apologeten waren fast sämtlich von Hause aus platonisch-stoische Philosophen zweiten und dritten Ranges; direkt oder indirekt ist ihnen aber auch die apologetische Arbeit jüdisch-hellenistischer Philosophen bekannt gewesen, in deren Fußtapfen sie getreten sind.

Sie haben das Christentum als Erfüllung, Vollendung und Sicherstellung dieser idealistischen Philosophie erkannt und angenommen (selbst bei den dezidierten Gegnern dieser Philosophie, Tatian und Tertullian, ist das offenbar, sie lebten an diesem Punkt in einer großen Selbsttäuschung). Von Außen treten sie als Denker alle an das Christentum heran und messen es fort und fort an der idealistischen Philosophie, die nur deshalb von ihnen doch preisgegeben wird, weil sie mit dem Polytheismus behaftet geblieben ist und sich zu schwach erwiesen hat, um alle Menschen zu gewinnen und bei den Gewonnenen ein wahrhaft sittliches Leben zu erzeugen.

Was wahre Religion und wahre Sittlichkeit ist, steht Dank der mit der Vernunft zusammenfallenden und unverlierbaren sittlichen Anlage des Menschen fest; es bedarf nur der Klärung und der Sicherstellung durch Beweise. Richtig durchschaut, ist aber diese angeblich „natürliche" Religion und Sittlichkeit der Apologeten nichts Anderes, als was sie in der mittleren Stoa ist — die geschichtlich erworbene gegenwärtige sittliche Kultur.

Das Objekt — Wahre Religion und Sittlichkeit — gehört ganz dem Gebiet der Jedermann zugänglichen, vernünftigen Erkenntnis an, und zwar ist es ein ruhendes, statisches. Das verlangt die Unveränderlichkeit Gottes.

Das Objekt kann aber auch bezeichnet werden als die ein für alle Mal gegebene Ordnung des Weltgebäudes samt seinem Urheber, Gott. Diese Ordnung setzt sich in der Moral fort — bei den Gnostikern setzt sich die Kosmologie in der Erlösungsgeschichte fort —, hier aber unter Mitwirkung der durch die Vernunft bestimmten Freiheit, jenes höchsten Gutes, das den Menschen geschenkt und als „gratia prima" aufzufassen ist. Die Auseinanderlegung dieses Objekts führt zu „Dogmen" über Gott, die Schöpfung, die Welt, den Menschen usw., die sämtlich ganz wesentlich mit den platonisch-stoischen zusammenfallen. Die wichtigsten sind: der einzige, geistige, überweltliche, gute Gott, der nichts bedarf als Lob, Dank und Bitte, und von dem man zwar Genügendes wissen kann, es aber mit größter Scheu und Umsicht aussprechen muß; die Schöpfung einer oberen geistigen und einer unteren gemischten Welt; der Mensch als Mikrokosmos, mit Vernunft und Freiheit herrlich ausgestattet und bestimmt, sich über seine Naturbasis zu erheben und durch Erkenntnis und asketische Tugend sich zu Gott aufzuschwingen; vollkommen und selig wird man durch Wissen und Tun, also durch Selbstvervollkommnung und Selbsterlösung im Sinne der Überwindung der Materie und des Fleisches; ein Gerichtstag wird am Ende stehen, um die Bösen zu bestrafen und die Guten zur dauernden Gemeinschaft mit Gott in Kontemplation und Liebe zu führen.

Ist hier im Grunde Alles Kosmologie und Moral — bei Valentin und Marcion beherrscht die Soteriologie das gesamte Denken —, so unterscheidet sich bis hierher die „christliche" Theologie der Apologeten von der platonisch-stoischen nur durch den lebendigen, wärmer und ehrfürchtiger gefaßten Gottesbegriff und das entscheidende „Nein" gegenüber dem Polytheismus.

Aber — hier beginnen nun die Unterschiede — in dieses horizontale ruhende System, das so grundverschieden von dem vertikalen, dramatischen des Paulus und auch Valentins ist, ist ein verhängnisvoller Einbruch geschehen: der Sündenfall der Engel und die Verführung der Menschen durch sie. Eben das hohe Gut, das beide besitzen, hat sie herbeigeführt, die Freiheit. Diese ließ sich

durch Hochmut, sodann durch Sinnlichkeit widergöttlich bestimmen. Wie das möglich gewesen ist, bleibt das unheimliche Geheimnis der Freiheit; im Gnostizismus ist die letzte Wurzel des Schlechten die Entfaltung des Einzelnen zur Vielheit; für Marcion ist das Dasein des Schlechten überhaupt kein Problem, sondern das des Guten.

Die in teuflische Dämonen verwandelten Engel haben die Menschen von Gott abgeführt, zum Polytheismus verleitet und in Sinnenlust verstrickt. Seitdem herrschen sie in dieser Welt, haben die Sünde und den Tod und alles Elend herbeigeführt und die Erkenntnis und Freiheit so sehr verdunkelt und geschwächt, daß nur selten noch Jemand das Gute, die Gemeinschaft mit Gott, festzuhalten vermag. Sind die Menschen auch als Verführte und weil die Stammeltern noch „Kinder" waren, und weil die Macht böser Sitte und Gewohnheit und des Fleisches so mächtig geworden sind, relativ entschuldbar, so reicht diese Entschuldigung doch nicht aus, da die Fähigkeit zur Gotteserkenntnis und Tugend noch immer vorhanden ist. Also müssen sie am Gerichtstage verurteilt werden.

Hier setzt nach der Lehre der Apologeten die Erlösung ein.

Gott hat von Anfang an den Logos (den Geist, die Weisheit), den er, um die Welt zu erschaffen, aus sich hat hervorgehen lassen, auf die Erde gesandt, um sich mit solchen Seelen zu verbinden, die sich rein erhalten haben, den Propheten. Sie haben seit der Urzeit und fort und fort durch das, was der Logos ihnen diktiert hat und sie im Alten Testament niedergeschrieben haben, die reine Gotteserkenntnis und alle Wahrheiten über Engel, Dämonen, Götzen, Mensch, Freiheit, Sünde, Tugend, Weltgericht usw. wiederhergestellt; denn eine Neuoffenbarung des Vernünftigen und dadurch eine Stärkung der Freiheit zum Guten war der verführten und verblendeten Menschheit notwendig. Wo sie aber durch die Propheten stattgefunden hat und aufgenommen worden ist, da hat sie stets *den Beweis des Geistes und der Kraft geliefert*, d. h. ein heiliges Leben in Überwindung der Welt und des Fleisches erzeugt. Der bedeutendste und am meisten geschätzte Apologet, Justin, ist noch einen großen Schritt weitergegangen: nicht nur zu den Alttestamentlichen Schriftstellern, den Propheten, ist der Logos gekommen und hat durch sie die Restauration der Menschheit herbeigeführt, sondern auch zu reinen und großen Seelen in anderen Völkern, z. B. zu Sokrates. Doch setzte sich diese liberale Anschauung nicht durch, wenn sie auch von einem so hervorragenden kirchlichen Lehrer wie Clemens Alexandrinus wiederaufgenommen und auf die ganze griechische idealistische Philosophie ausgedehnt worden ist.

Aber noch etwas Besonderes hat der Logos in den Alttestamentlichen Propheten getan: Er hat sie fort und fort Weissagungen aussprechen lassen, die sich auf unzählige große und kleine Ereignisse der Folgezeit bis zum Gericht hin erstrecken. Von diesen ist der größte Teil offensichtlich bereits eingetroffen. Dadurch ist ein Doppeltes gewährleistet. Erstlich, daß wirklich auch das Weltgericht eintreten wird, durch welches allein die hier auf Erden bestehende große und irretierende Kluft zwischen Tugend und Seligkeit aufgehoben wird. Zweitens, daß die „Dogmen" von Gott, der Welt, der Tugend usw. nicht „Meinungen", sondern wirklich wahr und göttliche Weisheit sind; denn da nur Gott die Zukunft vorauszusagen vermag und diese Voraussagungen mit jenen „Dogmen" aufs engste verbunden sind, ist auch ihre göttliche Wahrheit über jeden Zweifel erhaben und unumstößlich sichergestellt. Dieser Weissagungsbeweis ist sicherer als jeder Vernunftbeweis und gibt der christlichen Religion die eigentümliche Note der *Gewißheit*.

Einige Apologeten haben dem nichts hinzuzufügen gewußt; denn sie betrachteten augenscheinlich die Verbindung des Logos mit Jesus Christus nur als den Höhepunkt und Abschluß der Verbindungen mit den Propheten, die nur dadurch einen besonderen Akzent erhalten hat, daß die Verbindung hier eine engere war, und daß Jesus für die wahre Lehre gestorben und von Gott auferweckt worden ist, doch — auch Sokrates ist für die wahre Lehre gestorben, und auch Henoch und Elias sind leibhaftig in den Himmel aufgenommen worden.

Aber Justin und andere Apologeten haben sich damit nicht begnügt. Ihnen war aus der christlichen Überlieferung gewiß, daß es mit Jesus Christus eine besondere Bewandtnis haben muß, und sie suchten ihr gerecht zu werden. Sie lehrten also: Erstlich, die Verbindung des Logos mit Jesus war im Unterschied von der mit den Propheten eine persönliche, vollkommene und dauernde. Zweitens, erst durch diese Verbindung ist das immer nur partikulare Werk der Propheten zu einem durchschlagenden und universalen geworden. Folgendes sind die Erfolge der Erscheinung des Logos in Jesus Christus:

Die volle Gott-, Welt- und Tugend-Erkenntnis ist wiederhergestellt und auch so einleuchtend gemacht, daß Jedermann sie zu erfassen vermag. Nicht nur das — ein neuer Bund Gottes mit der Menschheit ist geschlossen, oder vielmehr der älteste Bund ist herrlich wiederhergestellt, der viel beseligender und sicherer ist als der alte zerrissene Bund mit dem Volk Israel.

Dieser Bund beruht darauf, daß Jesus durch Tod und Auferstehung die Dämonen besiegt und dadurch ihre Herrschaft vernichtet hat, zwar noch nicht in Bezug auf das Säkulum — das geschieht erst bei seiner Wiederkunft —, wohl aber in Bezug auf die, die ihm folgen; denn nun vermögen sie den Kampf gegen die Dämonen und ihre Erfindungen und Marionetten, die Götzen, mit sicherem Erfolge zu führen; daß sie aber auf Erden noch leiden müssen, ist ihnen ein Geringes gegenüber der Gewißheit, daß kein Teufel ihnen mehr schaden kann.

Mit der Besiegung der Dämonen ist aber auch der Tod besiegt und die Macht des Fleisches und der Sünde gebrochen; also ist die volle Freiheit wiederhergestellt und ein vollkommenes heiliges Leben Jedermann ermöglicht.

Endlich aber und darüber hinaus — der in Jesus erschienene Logos hat in seiner Liebe, die er in seiner Bluttaufe am Kreuz bewährt und wirksam gemacht hat, jedem Menschen, der sich in seine Nachfolge begibt, durch eine Taufe die Vergebung aller seiner früheren Sünden zugesichert; ihrer Last ledig, vermag man nun doppelt leicht das Leben heilig zu führen und aus der Welt zum Vater des Lichts zu eilen. Hinter der Taufe steht das Kreuz, das geheimnisvolle Zeichen, das nicht nur in der Taufe, sondern auch an jeder Stelle wirksam ist.

Der supranaturale Rationalismus und das ruhende System sind also wirklich durchbrochen, wenn auch Andeutungen nicht fehlen, nach denen man doch auch die ganze Erlösungslehre, sublimiert, jenem Schema unterordnen könnte; das liegt aber nur im äußersten Hintergrund: die Erscheinung des Logos in Jesus Christus als Erlöser ist das größte und seligste Wunder. Seine Geschichte, die streng nach der gemeinchristlichen Verkündigung geglaubt und erzählt wird, ist zwar in erster Linie als erfüllte Weissagung wichtig; aber schon beginnen die Versuche, einzelne Ereignisse über den Kreuzestod hinaus „heilsgeschichtlich" zu deuten, und die Jubelrufe: Wir haben die aufgeklärte, die höchste, die älteste, die universale, die gesicherte Religion; wir haben die Religion, durch welche Teufel, Tod und Sünde überwunden sind; wir haben die Religion, die allein ein sittlich vollkommenes Leben erzeugt und zur Freude macht; wir sind das Gottesvolk geworden — gelten nicht einem Abstraktum, sondern der kirchlichen Gemeinschaft, die der göttliche Logos-Christus gestiftet hat. Aber bestehen bleibt, daß der Mensch nach wie vor durch Wissen und Tun gerecht wird — auf den Glauben wird nur ganz unvollkommen als Fürwahrhalten und Gehorsam reflektiert —; bestehen bleibt, daß

die Kosmologie und Moral den Gottesbegriff und alles Übrige viel stärker bestimmten als die Soteriologie, daß der Sündenbegriff ein sehr oberflächlicher ist und daß „Reich Gottes", „heiliger Geist" und „Kirche" in dieser Betrachtung kaum unterzubringen sind. Neben diesen Verflachungen und Lücken — die Aufklärungstheologie des 17. und 18. Jahrhunderts hat sie alle wieder aufgenommen; aber sie sind auch vorher schon in der Geschichte der Dogmatik fort und fort sehr wirksam gewesen — ist aber noch die ganz ungenügende Christologie zu beachten, die sogar den Monotheismus, wenn auch wider Willen, gefährdet, den doch die Apologeten selbst als das Palladium an die Spitze gestellt haben: Christus, der untergeordnete Gott, der zweite Gott, das Göttliche in Christus die in der Welt wirksame göttliche Vernunft; die Verbindung mit der Menschheit („der Erlöser als Mensch") kaum ein Problem, da es angeblich nur auf das Göttliche in Christus ankommt.

Doch Justin zeigt an mehreren Stellen seiner Werke, daß er als Christ mehr besessen hat, als was er als Theologe in seinem System auszusagen vermochte, und das mag auch bei anderen Apologeten der Fall gewesen sein. Legt man aber, wie man muß, den Finger darauf, daß die kirchliche Theologie mit einem oberflächlichen Rationalismus begonnen und sich ihm niemals ganz entwunden hat — denn die folgende Generation der großen altkatholischen Väter steht auf den Schultern der Apologeten und vertieft und christianisiert zwar ihr Werk aufs bedeutendste, ändert aber ihr Grundschema nicht durchgreifend —, so muß man andererseits konstatieren, daß die Kirche nunmehr eine Theologie erhielt, welche Religionsphilosophie und Geschichte verband, Schöpfung und Erlösung zusammenschloß, den Aufriß der gnostischen Mysterientheosophie ablehnte und die antignostischen kirchlichen Glaubenslehren als Ganzes und in jedem Stück anerkannte. Diese Theologie war aber auch strenge Bibeltheologie; d. h. ursprünglich bildete das Alte Testament, dem sofort, nachdem es geschaffen war, auch das Neue Testament folgte, den Stoff für sie — theoretisch den einzigen Stoff, da man nunmehr auch die überlieferten Sätze der antignostischen Glaubensregel auf die Schriftoffenbarung zurückführte und alles Wirken des Geistes in ihr beschlossen sah: die kirchliche Theologie wurde in derselben Epoche, in der sie die apologetische Theologie übernahm, auch Theologie des Buchs mit allen Folgen, die die Buchtheologie haben mußte. Dennoch blieb hier dauernd eine Spannung von Überordnung und Unterordnung in Kraft: die Glaubensregel bestimmt die Auslegung der Bibel, die Bibel aber ist die Quelle der Glaubensregel. Als das „Gesetz" der Kirche wird daher diese wie jene bezeichnet.

Durch den Bund mit der hellenischen idealistischen Religionsphilosophie ist die Kirche zu einer Theologie und einer dauernden theologischen Entwicklung gekommen, stand aber zugleich in Gefahr eine Schule zu werden, sei es auch der geoffenbarten Philosophie.

Eine Reinigung, ja eine Umbildung in der Entwicklung mußte in der Folgezeit eintreten, sollte die Theologie und mit ihr die Kirche nicht der griechischen idealistischen Philosophie erliegen. Eine solche reinigende Umbildung ist wirklich eingetreten, schon durch Irenäus, dann sogar durch Clemens und Origenes, stärker durch Athanasius, dann vor allem durch Augustin, bis es zur Reformation gekommen ist. Die Theologie ist nicht erst durch diese, sondern schon längst vorher „christlicher" geworden, was man von der Kirche und von dem Leben der Christen nicht sagen kann. Legt man aber den genannten Theologen und anderen ein großes Verdienst bei, so darf man den Faktor doch nicht vergessen, der hier aufs stärkste wirksam gewesen ist — das Neue Testament: nach dessen Schöpfung und der Anerkennung seiner kanonischen Dignität mußte die Theologie sich allmählich reinigen und umbilden und mußte ihre Christlichkeit wachsen. Ohne das Neue Testament hätte es auch nie einen Irenäus, einen Origenes, einen Augustin usw. gegeben! Daher ist die Schöpfung des Neuen Testaments nach dem apostolischen Zeitalter und bis heute die größte und segensreichste Tatsache der Kirchengeschichte.

Berlin Adolf von Harnack

Rechtfertigung und Wiedergeburt

Es ist eine alte Aufgabe theologischen Denkens, zu verstehen, wie die beiden grundlegenden Erlebnisse, die der göttlichen Gnade verdankt werden, untereinander zusammenhängen. Die Behauptung, daß sie Eines sind, entspricht der Erfahrung: es ist Ein Akt, durch den sich der Mensch von Gott begnadet weiß und durch den er ein neuer Mensch wird. Aber Etwas über ihr inneres Verhältnis zu wissen, entspricht nicht nur dem Bedürfnis nach Erkenntnis, sondern auch dem nach rechter Leitung der Seelen.

Am geläufigsten ist der Versuch, das Motiv der Dankbarkeit einzuschieben. Erlöst von dem Druck der Schuld soll der Gläubige Gott zum Dank das Böse lassen und Gutes tun. Abgesehen davon, daß diese Lösung wenig Grund in der Schrift hat, wird hier aus einem Erlebnis eine Aufgabe, aus der Gnade eine Pflicht gemacht. Tiefer greift schon eine andere Deutung, die in bekannten Bildern Luthers einen Grund hat: wie das Eisen im Feuer blutrot, selbst Feuer wird, wie im innigen Verkehr miteinander ein Freund dem andern gleich wird, so wird der Gläubige göttlich, wenn er mit Gott in Verbindung tritt. Wenn uns die Rechtfertigung berechtigt, wieder oder überhaupt einmal voll Vertrauen zu Gott zu beten und uns zu ihm zu halten, dann kann es gar nicht anders sein, wenn wir Gott nicht zu uns hinunterziehen, als daß er uns zu sich hinaufzieht. Hier ändert sich also das innerste Sein, ohne daß der Mensch etwas davon weiß — dieses Nichtwissen um sich selbst, diese heilige Naivität ist ein wichtiges Merkmal der Kinder Gottes, während auch bei den Werken der Dankbarkeit gar leicht das entgegengesetzte Verhalten platzgreift.

Die moderne Tiefenpsychologie hilft uns noch einen andern Gedanken zur Erklärung heranziehen.

Wir wissen, von welchem starken Einfluß auf die Kinder der Menschen das Gefühl der Minderwertigkeit ist. Wir wissen auch, wie es zustande zu kommen pflegt. Übergroße Anforderungen, Jagen und Hetzen mit „Du sollst" und „Du sollst nicht", Strafen und Schelten, die erniedrigen und dadurch willig machen sollen: das alles wirkt stark auf den in jedem Menschen angelegten Willen, seine Persönlichkeit zu erhalten und zu steigern. Es setzt sich dann in der kindlichen Seele das Gefühl fest, minderwertig zu sein. Das kann sehr üble Folgen haben. Nicht nur solche auf dem Gebiet der Nerven und der körperlichen Gesundheit überhaupt, sondern vor allem auf dem des Charakters. Jener Wille zur Persönlichkeit lehnt sich dagegen auf; er sucht sich die Achtung, die man ihm entzog oder versagt, auf andere Weise zu verschaffen. So kommen denn manche Söhne anständiger Eltern dazu, sie sich im Kreise ihrer Kameraden durch besondere Heldentaten verschaffen zu wollen. Von wie manchen jugendlichen Streichen in Haus und Schule mag die Wurzel darin zu suchen sein, daß törichte Erzieher das sehr empfindliche Selbstgefühl verletzt haben, das sich nun schadlos zu halten sucht! Schon in jüngeren Jahren ist, wie man beobachtet hat, dieses Gefühl der Minderwertigkeit schuld an so manchem „unartigen" Kinde. Und die fehlende Achtung vor dem Volk hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß sich Erbitterung in der Seele des Proletariates festgesetzt hat, die dann in bösen Handlungen explodiert. Oder aber es wirkt in schwächlichen Naturen jenes Gefühl anders: sie tun dies und das, um sich zu Ehren zu bringen, umschmeicheln und vergeben sich zu viel vor ihren Richtern,

sie plagen sich ab mit — guten Werken, denen aber kein Eigenwert zukommt, weil sie bloß Mittel zum Zwecke sein sollen.

Es ist eine der tiefsten Erkenntnisse Luthers, daß aus der Angst nichts Gutes hervorkommt. An diesem Punkt verstehen wir sein Werk aus der Tiefe. Wir können sagen, daß er die Beseitigung des Minderwertigkeitsgefühls erlebt hat. Er hat es erlebt, als ihm Gott durch das Evangelium zu erkennen gab, daß er Ihm Etwas wert sei, ob er wohl nichts wert war. Wie es pädagogische Klugheit erfordert, den Kindern jenes Gefühl zu nehmen, indem man Drohen und Strafen aufgibt und es sie spüren läßt, wie viel sie ihren Eltern wert sind, wenn sie es gleich nicht verdienen, so macht es auch Gott mit uns. Wir finden bei allen Mittlern göttlicher Offenbarung als das normale Gefühl nicht das der Minderwertigkeit, sondern das Hochgefühl, Etwas zu sein — aus Gottes Gnade. Aus einem solchen strömt, ohne daß es einer weiß, Güte hervor, und alle krampfhaften Anstrengungen, durch böse oder durch gute „Werke" sich aus der Minderwertigkeit zur Anerkennung durch den Richter zu erheben, fallen weg. Wie aber ein kluger Erzieher auch hierin Maß hält, indem er das Hochgefühl der Kinder, ihm Etwas zu sein, öfter einmal dämpft, um nicht Stolz und Einbildung zu einer ähnlichen Gefahr werden zu lassen wie das Minderwertigkeitsgefühl, so sorgt auch Gott dafür, daß uns immer wieder Demütigungen innerer und äußerer Art gerade auf dem Rosse sitzen lassen.

So fügt sich die Rechtfertigung des Sünders in den großen Erziehungsweg ein, den Gott uns führt. Er will tatsächlich uns nicht bloß für gerecht erklären, sondern auch gerecht machen — das Eine durch das Andere. Und in dem so regulierten Selbstgefühl, das zwischen dem Zu-hoch und dem Zu-tief die Mitte hält, ist uns auch das Mittel gegeben, im Sturm des Lebens nicht zu verzweifeln. Aller Verkennung gegenüber stärkt das Bewußtsein, Gott Etwas wert zu sein; allen Schicksalsschlägen gegenüber stärkt das Bewußtsein, keine Strafen, sondern heilsame Demütigungen darin zu sehen, den Pfahl im Fleisch, der vor dem Hochmut bewahrt.

Es bedarf keines Wortes darüber, wie diese Weise Gottes mit uns zu verfahren, die uns am Modell der Erziehung von Menschenkindern die der Erziehung der Kinder Gottes verständlich macht, wie sie selbst wieder ein Vorbild für alle Arbeit an Großen und Kleinen werden soll.

Marburg Friedrich Niebergall

Von Julius Kaftan

Auf der Reise, ferne von meinen Büchern und Briefen, trifft mich die Nachricht vom Tode Julius Kaftans. In dieser Lage kann ich über ihn nur Persönliches schreiben und nicht daran denken, sein wissenschaftliches Werk zu würdigen, auch wenn ich das vermöchte.

Kaftan war der älteste meiner theologischen Lehrer, — er hat noch früher Einfluß auf mich gewonnen als Harnack, ja, er hat mich erst auf diesen hingewiesen, nachdem ich von meinen beiden ersten Semestern in Berlin nahezu zum Abfall von der aus jugendlicher Begeisterung ergriffenen Theologie gebracht worden war. Das erste hatte ich nämlich in der Quälerei mit dem Hebraicum verloren, und im zweiten fing ich an, neutestamentliche Vorlesungen zu hören, die alle etwa darauf hinausliefen, es sei „noch möglich", an der johanneischen Autorschaft des vierten Evangeliums oder an der Geschichtlichkeit der Geburtsgeschichte bei Lukas festzuhalten. Da sagte mir Kaftan, den ich zufällig aufsuchen mußte — ich hatte ein Dekanatsexamen bei ihm abzulegen — und dem ich von meiner Enttäuschung kein Hehl machte, ob ich nicht nach Marburg gehen wolle, d. h. zu dem Verfasser des ersten Bandes der Dogmengeschichte.

Während ich nun von diesem der Theologie endgültig gewonnen wurde, blieb mir Herrmann fremd. Ich habe erst viel später in der Ehrfurcht vor seinem Lebenswerk den mich zuerst störenden Eindruck seiner Vorlesung überwunden: daß er nämlich wissenschaftlichen Vortrag und religiöses Zeugnis vermischte. So wurde nach meiner Rückkehr nach Berlin Kaftan der mich dogmatisch bestimmende Lehrer. Ich habe wohl alle seine Vorlesungen gehört, soweit sie nicht mit Harnacks parallel gingen, und habe gerade den streng wissenschaftlichen Ton und die reine Sachlichkeit besonders dankbar empfunden. Das religiöse Zeugnis hatte einen andern Platz — auf der Kanzel der Zwölf-Apostelkirche, die er im freundschaftlichen Einverständnis mit den Geistlichen der Gemeinde Jahre lang ziemlich regelmäßig betrat. Das waren die Gottesdienste, die den in Berlin damals fehlenden akademischen Gottesdienst sozusagen vertraten. Nicht nur Kaftans Schüler hätten es sich kaum verziehen, eine dieser Predigten zu versäumen, auch Studierende anderer Fakultäten fanden den Weg in die weit von der Universität entlegene Kirche. Noch kürzlich, bei einer Beratung über Einrichtung von Studentenseelsorge, hörte ich einen Kollegen aus ganz anderer Fakultät schildern, daß man es so anfangen müsse, wie es Kaftan zu seiner Studentenzeit in Berlin verstanden habe. — Viele von diesen Kaftanschen Predigten sind mir ganz unvergeßlich geblieben; eine der schönsten steht an der Spitze seiner (meines Wissens einzigen) kleinen Predigtsammlung; sie handelt von Luthers Glauben.

Das religiöse Zeugnis und die wissenschaftliche Lehre ergänzte der persönliche Verkehr, nicht nur in den Übungen, sondern auch im Hause. Kaftans Haus war kinderlos, aber an Söhnen hat es ihm nicht gefehlt. Nicht nur daß fast immer einer oder der andere junge Theologe als Hausgenosse bei ihm wohnte, die „offenen Abende", die er für seine Hörer und Schüler mit größter Gastlichkeit hielt — rückblickend mache ich mir klar, was das für seine Frau für eine Last war, immer eine so große und dabei unsichere Zahl jugendlicher Esser zu bewirten! — fanden so häufig statt, daß sich die Besucher wirklich an sein Haus gewöhnten und die Befangenheit, die so oft solche Studentenabende mit einer Bleidecke der Langeweile zudeckt, verloren. Und wer so des Hauses Gast geworden war, der hatte auch jederzeit zu Kaftans Ohr Zutritt, wenn er vertrauliche Zwiesprache suchte. Ich habe auch andere akademische Lehrer sehr verehrt, aber soviel Stunden habe ich keinem gestohlen, wie ihm, und wie freigiebig hat er sie verschenkt!

Für einen Schüler Kaftans war es kein Verzicht, ins Pfarramt zu gehen. Er wollte Pfarrer bilden. Er dachte hoch von dem Berufe des evangelischen Geistlichen, — was bekanntlich nicht alle großen akademischen Lehrer getan haben. Und er freute sich deshalb, als in mir die praktische Neigung über den Zug zur Wissenschaft zunächst den Sieg davontrug.

Freilich, gerade nachdem ich in das Amt getreten und ein Diener der Kirche geworden war, kamen Jahre, in denen mir der geliebte Lehrer fremder wurde. Ich hatte manchmal den schmerzlichen Eindruck, als ob er die Stellung von uns freieren Theologen — und das waren wir eben doch, so wenig wir uns als „Liberale" fühlten, so fest wir von dem guten Rechte überzeugt waren, als echte Lutheraner zu gelten, — in der Kirche, gegenüber Kirchenregimentern, denen die Scheu vor der persönlichen Überzeugung fehlte, gegenüber einer Gemeindeorthodoxie, die am Alten nicht sowohl aus Treue als aus Eigensinn und Bequemlichkeit festhielt, — in ihrer ganzen Schwierigkeit nicht immer verstand, uns in unseren Kämpfen nicht ganz zur Seite blieb, zu sehr geneigt war, das Opfer des Tragens und Schweigens nur von uns zu fordern. Ich bin deshalb in manchen der daher stammenden kirchlichen Kämpfe Wege gegangen, die Kaftan gewiß nicht gebilligt

hat, und meine Stellung zur verfaßten Kirche, d. h. zur Preußischen Landeskirche, wurde allmählich eine sehr andere als seine. Zumal nachdem er in deren obersten Rat berufen war und gerade diese Berufung den Beweis zu liefern schien, daß die Kirche einem besonnenen Fortschritt sich nicht verschlösse.

Um so höher muß ich es Kaftan anrechnen, daß er, als der Zusammenbruch gekommen war und die Frage der Verfassung der Kirche brennend wurde, sich wünschte, meine Person für die Arbeit der Preußischen Landeskirche zurückzugewinnen, und sich darum auch in einem drängenden Appell an mich bemühte, dem ich nur in der Einsicht widerstehen konnte, daß meine Ziele doch weiter von den seinigen ablagen, als er selbst wußte.

Er hat es mir aber nicht verargt. Gerade in den letzten Jahren ist mein Verhältnis zu dem alten Lehrer sogar wieder viel näher geworden. Das machte sein letztes großes Buch „Die Philosophie des Protestantismus“ *), dem ich ohne Bedenken die Palme von allen seinen Büchern reichen möchte und in dem ich mit dankbarster Freude den Einklang letzter und wichtigster Überzeugungen spürte. Es ist mir bis heute nicht recht verständlich und ein Zeichen, daß unsere theologische Entwicklung nicht auf geradem Wege vorwärts schreitet, daß das Buch nicht viel größeren Eindruck gemacht hat. Seit diesem Buche habe ich wieder in regelmäßigem Briefwechsel mit ihm gestanden, in dem er sich mit mir über alle schwebenden Fragen der Theologie und Kirche ganz offen austauschte, und der von jener herzlichen Wärme erfüllt war, mit der er an Schicksal und Arbeit seiner Schüler teilnahm. Denn dieser nach außen so geschlossene, ganz norddeutsche Mann hatte im Grunde ein sehr weiches Herz, ich möchte sagen: eine pietistische Ader bei aller Bestimmtheit seiner Urteile und Deutlichkeit seiner Formulierungen, und erwiderte Vertrauen mit Vertrauen.

Daß er unter dem Wandel der letzten Jahre schwer gelitten hat, ist gewiß. Ich erinnere mich, daß er förmlich erschrak, als ich ihm einmal im Jahre 1907 — nach Bülows Sturz — gelegentlich meine tiefe persönliche Abneigung gegen den Kaiser und meine Besorgnisse über die Zukunft unseres Volkes unter solcher Führung temperamentvoll auseinandersetzte. Er wollte das nicht Wort haben und fand es übertrieben. Er hoffte länger als ich auf einen Sieg im Weltkriege und war dann nicht nur erschüttert, als der Fall kam, sondern auch mehr geneigt, die Schuld daran beim Versagen unseres Volks als beim Versagen der Führung zu suchen.

Kaftan war ursprünglich einer der wärmsten Freunde der „Christlichen Welt“. Seine bekannten Aufsätze über das „neue Dogma“ haben ihr durch mehrere Jahrgänge geradezu den Charakter aufgeprägt **). Sein Eisenacher Vortrag über den Logos- und Entwicklungsgedanken hat ihm viel Anfechtung eingetragen. Wunderbar ist es doch, daß dieser Mann, dem seiner Zeit eine Gegenprofessur an die Seite gestellt wurde und der infolge jenes Vortrages hart verunglimpft worden war, schließlich durch die innere Konsequenz seiner Stellung erreichte, das höchste Amt in der Preußischen Landeskirche zu bekleiden! Aber dieser „Freund der Christlichen Welt“ wandelte sich allmählich in einen entschiedenen Gegner, der sie am liebsten gar nicht mehr lesen mochte. Wir werfen die Frage nicht auf, wie weit das die Schuld der Entwicklung unseres Blattes war und wie weit doch sein Alterwerden es verursachte. An seinem Grabe können wir nur mit aufrichtiger Dankbarkeit seiner als eines Altervaters gedenken, der uns Jüngeren das Beste zu geben beflissen war: eine klare feste Überzeugung und den Mut, in den Wirren der Gegenwart den Glauben Luthers unbeirrt zu vertreten.

Moserboden b. Zell a. S. Erich Foerster

*) Tübingen, J. C. B. Mohr 1917. 412 S. 8, geb. 9.40 M. D H

**) CW 1889 Nr. 1—5. Nr. 8. Nr. 40—44. 45—48. D H

Der „Pfarrer“ bei Theodor Fontane

Die Verszeile „Nebenpersonen sind immer das Beste“ aus dem bekannten kleinen „Stine“-Widmungsgedicht kann nicht als allgemeingültiges Werturteil gelten bei einem Dichter, der schon damals Hauptwerke wie „Vor dem Sturm“, „Cecile“ und „Irrungen und Wirrungen“ geschrieben hatte. Aber diese überbescheidene Selbstkritik weist mit Recht nachdrücklich darauf hin, daß Fontane alle seine Geschöpfe, auch die kleinsten mit größter Liebe schuf. Berühmt und oft gepriesen sind ja seine Menschen aus dem einfachen Volke: Dienstboten usw. Ihre Kritik beleuchtet jeweilen die Situation so originell von ihrem Standpunkte aus, daß sie meist damit den Nagel auf den Kopf trifft. Weniger bekannt sind die Pfarrer, auch sie gehören zu Fontanes Lieblingsfiguren.

Der Geistliche hat bei ihm vielfach die Aufgabe, verständnisvoll über jemand eine letzte Würdigung, sei es im Brief — wie der Hofprediger in „Cecile“ — oder in Form einer Grabrede — wie Pastor Lorenz im „Stechlin“ auszudrücken. Immer sind es Äußerungen eines verstehenden, anteilnehmenden Herzens. Selbst eine Hoppenmarieken will Seidentopf, jener kostbare archäologische Enthusiast in „Vor dem Sturm“, unter Kopfschütteln seiner Bauern „in den Himmel beten“. Von der Predigt, die nach landläufiger Ansicht die Hauptaufgabe des Predigers ist, merkt man bei Fontane sehr wenig. Der „Wanderer durch die Mark Brandenburg“ ergreift ja mit Freuden jede Gelegenheit, an etwas Historisch-Anekdotisches liebevoll anzuknüpfen und führt dabei häufig genug auch in Kirchen, um vielleicht eine alte Grabinschrift zu entziffern. An einem Gottesdienste aber läßt er ganz selten teilnehmen. Einmal, in „Vor dem Sturm“, dem Buche also, das wie keines sonst für „Religion, Sitte und Vaterland“ eintritt, sind wir Zeugen der Weihnachtspredigt 1812. Es scheint mir bezeichnend, daß es ihn auch hier reizt, nicht die Wirkung auf die Gemeinde, also auf die Masse, sondern auf einen Einzelmenschen darzulegen, indem die schwache Predigt Seidentopfs sich als Phantasieanregung für den Zuhörer Berndt auswirkt.

Am meisten zeigt Fontane den Seelsorger, der beratend seinem Pfarrkind zur Seite steht. Wennschon nie das kraß geleugnet wird, was wir Offenbarung oder Dogmen nennen, so nimmt es uns doch nicht wunder, daß er, der real mit beiden Füßen auf der Erde wurzelt, beim Trösten die Kraft hierzu nur aus dem schlichten Menschenherzen nimmt. Wie fein ist doch die kurze Szene zwischen dem alten Niemeyer und der heimgekehrten Effi. Diese zerknickte Menschenblume fragt ganz kindlich naiv, ob sie wohl in den Himmel komme. „Sagen Sie mirs, Freund, Sie müssen es wissen. Bitte, bitte ...“ Niemeyer nahm ihren Kopf in seine zwei alten Hände und gab ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Ja, Effi, du wirst.“ — Und der liebenswerteste aller Pfarrer, Pastor Lorenz sagt beim letzten Krankenbesuch zum alten Stechlin: „Der liebe Gott, wenn es mal so weit ist, freut sich, Sie wiederzusehen.“

Fast alle Diener der Kirche sind freundliche, liebenswürdige Männer und Plauderer. Der gesetzesstrenge Gigas in „Grete Minde“ ist wohl nur deshalb so, um das Zeitkolorit der Orthodoxie zu vertiefen. Sein ungelehrter Geistesverwandter aus „Ellernklipp“, der Konventikler Melcher Harms mit dem Kamm unter dem Dreispitz, bildet aus kompositorischen Gründen das Gegengewicht zu dem milden, „lauen“ Sörgel. — Übrigens ist jener Schäfer nicht der einzige Vertreter dieser ehrlichen aber etwas komisch erscheinenden Zeloten, ich erinnere nur an Gideon Franke, den hageren Bräutigam mit spitzen Vatermördern in „Irrungen und Wirrungen“.

In dem Superintendenten Koseleger („Stechlin“) gibt uns Fontane das lebendige, nicht unliebenswürdige Porträt des Streber-Typs unter den Pfarrern. Der kann es

in seiner abgelegenen Pfarre nicht vergessen, daß er einst eine russische Großfürstin auf Reisen begleitete. Deshalb beschäftigt ihn die graue Gegenwart auch kaum, sondern er hängt lieber Zukunftsplänen nach. „Wenn er in die hineinsah, so sah er einen langen, langen Korridor mit Oberlicht und am Ausgang ein Klingelschild mit der Aufschrift: Dr. Koseleger, Generalsuperintendent."

Der modernste Vertreter der Theologie ist ohne Zweifel der schon erwähnte Pastor Lorenz. Wohl nennt ihn der alte Dubslav scherzend Sozialdemokrat, doch weiß er zu genau, daß er keinen besseren Erzieher für seinen Sohn finden konnte. Mit dem abgeklärten Auge des Philosophen sieht er ins Weltgetriebe, durchschaut die innere Leere manches Zeitidols und erkennt reinen Herzens Gutes und Großes auch dort, wo überlieferte Voreingenommenheit nichts oder das Gegenteil sieht.

Ehe Fontanes persönliche Beziehungen zu Geistlichen kurz gestreift werden, möchte ich überleitend zwei historische Vertreter dieses Standes erwähnen, die er, der Schilderer des Bismarckschen Zeitalters, im „Stechlin" auftreten läßt oder erwähnt. Der eine, Hofprediger Emil Frommel, traut das junge Paar in der Garnisonkirche und erzählt beim Festmahl wohl die schönste Anekdote von seinem kaiserlichen Herrn. Der andere ist Göhre, den das neue Deutschland bekanntlich mit einem hohen politischen Amte betraute. Damals erregte er Aufsehen, weil er einige Monate, sozialer Studien wegen, als Fabrikarbeiter arbeitete. Über seinen Namen*) läßt er zwei schneidige Agrarier bei Stechlins Begräbnis so spötteln: „Bin begierig, was der Lorenzen heute loslassen wird. Er gehört ja zur Richtung Göhre. — Ja, Göhre! sagte von Molchow: Merkwürdig, wie der Zufall spielt. Das Leben macht doch immer die besten Witze."

Wie Fontane selbst, sind auch seine Prediger fast alle Protestanten. Im „Grafen Petöfy" wird allerdings auch einmal ein sympathischer Jesuitenpater gezeichnet, aber nach Herkunft und Gesinnung liegt dem Norddeutschen und Preußen das spezifisch Katholische nicht. „Wir sind reformiert", versicherte schon die Mutter mit Nachdruck, sie tat es aber hauptsächlich deshalb, weil sie „das Genfertum für vornehmer" hielt. Immerhin ist die Zugehörigkeit zu dieser Konfession der Anlaß gewesen, in Fontanes Werk calvinistische Prädestinationsmomente zu finden. Einen bemerkenswerten Einfluß auf Fontanes Persönlichkeit hat kein Theologe, überhaupt eigentlich kein Mensch, außer seinem Vater, gehabt. Liberal, im besten Sinne, ließ er Jedem volle Freiheit und Selbständigkeit, verlangte freilich dann auch für sich dasselbe Recht. Theodor Storms anmaßenden Vorwurf, Fontane sei frivol, weist dieser mit den Worten zurück: „Wenn der von mir hochverehrte Pastor Müllensiefen, der mir immer als das Ideal eines evangelischen Geistlichen erschienen ist, — wenn mir der jemals gesagt hätte: „Lieber F., Sie sind frivol, so hätt' ich mir das gesagt sein lassen, wenn auch ohne die geringste Lust, mich irgendwie zu ändern."

Ein Gegenstand der Hochachtung, und damit soll die Reihe geschlossen werden, war für den Dichter der Leiter des Diakonissenhauses Bethanien: Pastor Schultz. Bekanntlich verlebte Fontane in jenem Hause die beiden letzten, schönsten Jahre seiner Apothekerzeit. Schultz war das, was man kurz „Wittenbergischer Papst" nennt, aber ein Charakter, dem selbst „der Feind den Respekt nicht versagen konnte".

Gerade im Rückblick auf die bethanische Zeit schreibt der Greis in „Von zwanzig bis dreißig" die ehrlichen Worte, die man zugleich als ein Lob auf den Pfarrer überhaupt auffassen kann: „Sonderbarerweise aber hat es sich für mich immer so getroffen, daß ich unter Muckern, Orthodoxen und Pietisten, desgleichen unter Adligen von der junkerlichsten Observanz meine angenehmsten Tage verlebt habe. Jedenfalls keine unangenehmen."

Elberfeld Friedrich Kempf

*) Fontane liebt es, wie bei allen Namen, auch in die Namen seiner Pfarrer eine oft großartige Charakteristik hineinzulegen: Seidentopf oder Koseleger!

Das soziale Institut der christlichen Weltkonferenz

Von dem Herausgeber aufgefordert, über die in Bern beschlossene Errichtung eines sozialen Instituts zu berichten, folge ich dieser Anregung um so lieber, als ich glaube, daß die öffentliche Diskussion des ganzen Planes und seiner Durchführung der Sache selbst nur dienlich sein kann.

Eine zur Vorbereitung des Instituts in Stockholm eingesetzte Kommission war in eingehender Verhandlung in London (21./22. April) zu dem Vorschlag gelangt, dem Institut „die durchaus wissenschaftliche Erforschung der sozialen Probleme" zur Aufgabe zu machen, zu deren Lösung ein fester Stab von etwa sechs wissenschaftlichen Beamten nebst Assistenten, Stipendiaten und Korrespondenten — neben Theologen namentlich Volkswirtschaftler — notwendig erschien. Auf der Grundlage wissenschaftlicher Forschung sollte dann auch Auskunft und Rat hinsichtlich der bei den einzelnen Kirchen auftauchenden sozialen Probleme erteilt werden. Diese praktische Beratung der Kirchen wurde bei der weiteren Verhandlung der Angelegenheit im Fortsetzungsausschuß, namentlich von amerikanischer Seite, in den Vordergrund gerückt, und erneute Erörterungen der Kommission in Bern, an der auch die einflußreichsten Vertreter der englischen und amerikanischen Delegation sowie der Vorsitzende des Fortsetzungsausschusses, D. Söderblom, teilnahmen, drehten sich wesentlich um Aufgabe und Ziel des Institutes. Bischof Billing-Westerås, leider an der Teilnahme verhindert, hatte in einem Gutachten die Notwendigkeit, dem Institut den Charakter eines sozialethischen Forschungsinstitutes zu geben, mit, man darf sagen, durchschlagenden Gründen aufgewiesen. Er verlangte nicht nur Klarheit der Prinzipien und Methoden als Grundlage für eine praktische Aktion der Kirchen und volle Unabhängigkeit der Arbeit des Instituts von allen religiös-sozialen Parteitendenzen, sondern wies auch auf die Unentbehrlichkeit einer intensiveren Fühlung der ethischen und der national-ökonomischen Wissenschaft hin. Ohne solche würden die theologischen Forderungen von der Volkswirtschaft als bloßer Dilettantismus beurteilt werden, umgekehrt aber die Wissenschaft kurzsichtig bleiben für die Tragweite und Bedeutung der ethischen Faktoren für das soziale Leben.

Indes so allgemein man bereit war, anzuerkennen, daß die Arbeit des Instituts Wert nur haben könne, wenn sie nach streng wissenschaftlichen Methoden ausgeführt würde, so war doch der Wunsch, über die bloße Theorie hinaus zu praktischer Wirksamkeit der Kirchen auf sozialem Gebiet zu gelangen, nicht minder stark. Von einem deutschen Arbeiterführer wurde verlangt, daß neben Männern der Theorie auch solche des praktischen Lebens im Institut zur Geltung gelangten; die Anglo-Amerikaner wiesen darauf hin, daß eine rein gelehrte Institution ohne praktisches Ziel nicht die Aufgabe der Kirchen sein könne und forderten ein Bureau, das, gestützt auf die schon vorhandene Erkenntnis von den sozialen Pflichten der Kirche, überall die soziale Arbeit anregen und leiten solle; H. Gounelle entwickelte ein großzügiges Programm der christlich-sozialen Kooperation und betonte als Endziel die Herstellung des Kontakts und die Vervielfältigung der Beziehungen mit der Welt der Arbeit und mit den sozialen, sei es nationalen, sei es internationalen Organisationen, die es der Kirche ermöglichen würden, auch diesen Kreisen gegenüber ihre pädagogische und Missionsaufgabe zu erfüllen. Man einigte sich schließlich auf folgende Sätze:

1. Das Institut soll das Zentrum der Kooperation für alle Organisationen werden, die in den verschiedenen Kir-

chen auf Erden oder in mehr oder minder enger Verbindung mit diesen soziale Arbeit tun.

2. Die Aufgabe des Instituts würde sein, über soziale und industrielle Probleme Informationen zu sammeln und diese Probleme im Lichte der christlichen Ethik in streng wissenschaftlicher Methode zu studieren, so daß sich klare Begriffe von der Pflicht der Kirche auf diesem Gebiete ergeben.

3. Die ganze Aufgabe des Instituts und seine von Ethikern und Volkswirtschaftlern ausgeführte Arbeit wird darin bestehen, den Kirchen in ihrem praktischen Dienst Direktiven zu geben.

Man kann diese Sätze ein Kompromiß nennen, und sicherlich wird alles darauf ankommen, in welchem Geiste und mit wieviel Kraft sie durchgeführt werden; aber dennoch finde ich mehr als ein Kompromiß darin, den wohlgelungenen Versuch, zwei gleichnotwendigen Gesichtspunkten voll Rechnung zu tragen. Auf alle Fälle bietet der erzielte weitgehende consensus eine genügende Grundlage für die weitere Entwicklung.

Zunächst galt es nur den Grundstein zu legen. Man folgte dem bewährten Rate Adolf v. Harnacks, klein zu beginnen und zunächst einen geeigneten Mann zu gewinnen, dem man volles Vertrauen schenkt. Alle Stimmen vereinigten sich auf D. Adolf Keller in Zürich, der als europäischer Generalsekretär der Weltkonfernz dem engsten Kreise der die Bewegung tragenden Personen angehört, als Leiter der verdienten Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen weiteste persönliche Beziehungen und allgemeines Vertrauen besitzt und als Dozent für Kirchenkunde der Gegenwart an der Züricher Universität auch über das erforderliche wissenschaftliche Rüstzeug verfügt. Sein schöner Vortrag auf der Frankfurter Tagung für Freundschaftsarbeit der Kirchen, der auch im Druck erschienen ist, hat gezeigt, in wie hohem Maß er über die sozialen Tendenzen und Leistungen der Kirchen bereits unterrichtet ist*). Damit, daß er, zunächst probeweise für ein Jahr, es übernahm, die Vorarbeiten zu leisten, ist ein vielversprechender Anfang gemacht, und in Jahresfrist wird endgültig über das Institut und seine weitere Gestaltung zu beschließen sein. Daß man ihm, natürlich in aller Sparsamkeit, die erforderlichen Mittel zum Ausbau des schon vorhandenen Bureaus (das von andern Arbeiten entlastet wird) gewährte, war selbstverständlich. Auch sollen ihm jüngere wissenschaftliche Kräfte aus England, den Vereinigten Staaten, Deutschland und Schweden beigegeben werden und auch eine Verbindung mit dem Internationalen Arbeitsamt in Genf wird in der Person des Herrn Thélin hergestellt werden; eine Anzahl von Korrespondenten aus den verschiedensten Kirchen haben sich auch bereits zur Verfügung gestellt.

In London bereits hatte man auch eine vom Institut herauszugebende dreisprachige wissenschaftliche Zeitschrift ins Auge gefaßt, welche neben der Durcharbeitung der Prinzipienfragen Beschreibungen der gegenwärtigen sozialen Lage in den verschiedenen Ländern, Berichte über die christlich-soziale Arbeit und Literaturübersichten, daneben, soweit erforderlich, Mitteilungen des Fortsetzungsausschusses bringen soll. Es war nicht mehr möglich gewesen, auch diesen umfassenden Fragenkomplex in der Kommission allseitig zu klären. Gleichwohl fand ein Antrag, mit dem neuen Jahre die geplante Zeitschrift erscheinen zu lassen, in den Verhandlungen des Fortsetzungsausschusses so starke Unterstützung, daß eine Sonderkommission eingesetzt wurde, um die technische und finanzielle Seite der Frage näher zu prüfen. Man war sich hier einig darüber, daß nur eine erstklassige Zeitschrift in Betracht kommen könne, hielt aber gleichwohl bei den in der Bewegung vorhandenen zahlreichen geistigen Kräften die Bewältigung der technischen Vorarbeiten bis zum Beginn des neuen Jahres, wenn auch nicht ohne Bedenken, für durchführbar; dagegen waren die finanziellen Schwierigkeiten nicht ohne Weiteres zu beheben. Man erklärte daher die Herausgabe der Zeitschrift für erforderlich (désirable), zugleich aber weitere Erwägungen und Umfragen für notwendig. In demselben Sinne beschloß der Fortsetzungsausschuß, gab die Angelegenheit zu weiterer Behandlung an die Kommission zurück und bevollmächtigte das Exekutiv-Komitee, die weiteren Schritte zu unternehmen, sobald es empfehlenswert sei. Es wird Manchen geben, der mit diesem Ergebnis nicht voll einverstanden ist, weil er mehr für erreichbar und für notwendig hielt, Viele, die eine Zeitschrift für die notwendigste und erste Arbeit eines wissenschaftlichen Instituts halten. In der Tat ist nicht abzusehen, wie bei der herrschenden Mannigfaltigkeit der sozialen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern und der Verworrenheit und Gespaltenheit in der Auffassung der sozialen Pflichten und Möglichkeiten eine internationale Bewegung für praktisches Christentum ohne energische wissenschaftliche Diskussion der Grundlagen, d. h. ohne eine für diesen Zweck bestimmte Zeitschrift irgend etwas von Belang leisten kann; ein periodisch erscheinendes Blatt allein bietet die Gelegenheit zu Austausch und Fühlungnahme aller an der Arbeit Interessierten und gibt zugleich die Möglichkeit, in seinem Mitarbeiterstabe einen Kreis allseitig unterrichteter und von gegenseitigem Vertrauen getragener Männer und Frauen in allen Kirchen heranzubilden, ohne welchen eine internationale Kooperation ein leeres Wort bleiben muß. Gerade ein so über die ganze Erde zerstreuter Kreis wie der der Weltkonferenz für praktisches Christentum bedarf, wie das gerade von der „orthodoxen" Sektion des Orients ausgesprochen wurde, in ganz besonderem Maße einer Zeitschrift, um zur Gemeinsamkeit des Lebens zu gelangen. Indes sind alle diese Gründe so durchschlagend, daß an der baldigen Inangriffnahme dieser Arbeit nicht gezweifelt werden kann, und auch die Verzögerung kann heilsam sein, wenn durch sie das Gefühl für die Notwendigkeit der Sache allgemein und die Vorbereitung um so gründlicher wird.

So wird man denn, aufs Ganze gesehen, urteilen dürfen, daß in der Richtung auf die Betätigung des praktischen Christentums Bern einen bedeutsamen Schritt vorwärts bedeutet und daß hierin wie in mannigfachen anderen Beziehungen — ich nenne nur die Vereinigung der christlichen Dozenten und den ersten Schritt zum Zusammenschluß der christlichen Presse, aber auch die bedeutsame Erklärung zur Kriegsschuldfrage — sich die Stockholmer Bewegung als durchaus lebensfähig erwiesen hat.

Berlin Arthur Titius

*) Die Eiche 1926, Heft 3, S. 266—285. D H

Zum Vorschlage der kirchlichen Wirtschaftskommission

In Nr. 4 Sp. 193 ff. der „Christlichen Welt" 1926 gibt Lic. Wünsch im Anschluß an einen seiner Berichte über die Weltwirtschaftslage die Anregung zur Errichtung einer Kirchlichen Wirtschaftskommission. Er begründet den Vorschlag mit der Pflicht der Kirche, darauf an ihrem Teile hinzuwirken, daß „den unter der Wirtschaft leidenden Menschen" sachgemäße Hilfe werde. Da nun der einzelne Pfarrer zur Beurteilung der Lage und der rechten Möglichkeiten meist nicht sachverständig genug sein kann, da ferner nicht wünschenswert ist, wenn auf diesem verwickelten und empfindlichen Gebiete jeder auf eigene Faust darauflos dilettiert, so muß hinter dem einzelnen Pfarrer und dem kirchlichen Sozialpfarramte „die kirchliche Wirtschaftskommission stehen, die, von allen Seiten Nachrichten und Anregungen sammelnd, sie sichtet und prüft und die, Sachverständigkeit übend, Richtung gibt". Die Zusammenfassung der dahingehenden Arbeiten aller Kir-

chen, womöglich einschließlich der römischen, könnte vielleicht das in Stockholm ausersehene sozialethische Institut vollziehen. Dann könnte besser und einheitlicher von den Kanzeln „das für dieses Land und diese Wirtschaftslage notwendige Wort ertönen", und es könnte so die Schaffung einer christlich geläuterten öffentlichen Meinung rund um die Erde angebahnt werden. Soweit Wünschs Anregung.

Es seien drei Anmerkungen erlaubt, deren erste eine Zustimmung enthält, die beiden anderen Ergänzungen sein wollen.

Zunächst: Wer heute innerhalb der deutschen Theologie von der Pflicht der Kirchen in Sachen der Wirtschaft redet, wer besonders die inneren Beziehungen zwischen Religion und Wirtschaft hervorhebt und die Lösung der hier liegenden Aufgaben gerade um der Religion willen für nötig hält, sieht sich beständig dem Vorwurfe gegenüber, er materialisiere die Religion und erniedrige sie zu einem Kulturfaktor. Das Schicksal, das Wünschs Buch selbst in der CW und anderswo erlitt, bestätigt das; nicht besser erging es den Äußerungen Ottos, die er in seinem Buche „Zur Erneuerung und Ausgestaltung des Gottesdienstes" kürzlich tat, und die in „Christentum und Wirklichkeit" (5/1926 S. 143) eine strenge und ziemlich hochfahrende Zurechtweisung erfuhren. Es ist daher nicht überflüssig, immer wieder zu sagen, daß der, der davon spricht, das Schicksal der Religion (der christlichen natürlich besonders!) hänge sehr wesentlich an der Frage, ob und wie weit die Christenheit mit den sozialen Aufgaben ins Reine komme — daß, wer dies sagt, keine andere „Verweltlichung" der Religion betreibe, als die von ihr selbst geforderte. Wer die großen Sozialaufgaben religiös von entscheidender Wichtigkeit sein läßt, tut es, weil er meint, daß jedes religiöse Leben zu seiner Entfaltung, menschlich gesprochen, bestimmte Voraussetzungen irdischer Art einschließt. Man sollte dem gegenüber nicht so leicht mit dem so schwerem Vorwurfe der „Verweltlichung" bei der Hand sein. Man sollte es jedem gebildeten Theologen zutrauen, daß er weiß: Von Gottes wegen ist Religion überall und unter allen Umständen möglich, auch unter den widrigsten; aber eben von Gottes wegen! — Denn Glaube ist Gnadengabe von oben und daher an keine irdische Voraussetzung gebunden — von Gottes wegen! — weder an solche der moralischen „Würdigkeit" noch an solche der wirtschaftlichen Lage. Denn Gott ist den Menschen gegenüber frei in seiner Schöpfermacht! Wir sind aber Menschen und haben kein Recht, dies sein Wunder der Neuschöpfung von Gott unter beliebigen Umständen zu verlangen. Aus denselben Gründen nicht, wie in der Versuchungsgeschichte Christus nicht von der Zinne des Tempels sprang. Wir haben uns darein zu finden, daß Gott von Menschen wegen gewisse schöpfungsmäßige Gesetzmäßigkeiten auch auf dem Gebiete des inneren Lebens ordnete, auch auf dem Gebiete des Glaubens. Wenn bei Gott alle Dinge möglich sind (und sie sind es!), so haben Menschen deshalb noch nicht das Recht, so zu tun, als dürften wir an jenen irdischen Bindungen — auch nur „theologisch" — vorbeigehen. Gott darf die Religion in ihrer „Freiheit" sehen, wir Menschen nicht! Quod licet Jovi, non licet bovi! Hier gilt das Wort wirklich. „Ich bin wie ein Tier vor Dir!" Das Evangelium gibt, und zwar eine absolute Gabe und Aufgabe, aber keinen absoluten Anspruch an Gott oder an die anderen Menschen bezüglich ihres religiösen Verhaltens. Diesen absoluten Anspruch gewährt das Evangelium auf Grund seiner überweltlichen absoluten Gabe nur Jedem gegen sich selbst. Jene Überweltlichkeit berechtigt nicht zu jenem Vorbeisehen am Irdischen, das auf eine Zumutung eines Menschen an seinem Nächsten hinausläuft. Es geht den Theologen und den Christen nichts an, daß Gott denselben Anspruch, wie gegen ihn, auch gegen die Nächsten hat. Es waren die gnostischen Pneumatiker, gegen die sich schon im Neuen Testamente ein Teil der Briefe wendet, die an den schöpfungsmäßigen Bindungen des religiösen Lebens vorbeigehen wollten, da der „Geist" „frei" sei. Es ist wohl kein Zufall, daß unter anderem der 1. Johannesbrief bei diesen Pneumatikern eine Unterschätzung des Liebesgebotes empfand. Der Satz von der Überweltlichkeit der Religion oder des Evangeliums in allen Ehren, — aber solange wir Geschöpfe sind, ist unsere Aufgabe die gehorsame Zusammenschau von Himmel und Erde, die für uns irdische Wesen das Geheimnis Gottes ist, Gnade und Strenge zugleich. Darum kann keine Kirche die soziale Aufgabe ernst genug nehmen, und der Satz, daß „die Wirtschaft unser Schicksal" sei, sogar der Religion, ist nicht Materialismus, sondern Gehorsam. Die Verdächtigung solchen Strebens als „amerikanisierender Verflachungen" oder wie man es ähnlich hören kann, sollte aufhören, zumal doch vielleicht in diesem Eifer um das Evangelium sich mitunter auch ein bischen Eitelkeit über eine wirkliche oder vermeintliche „deutsche Sendung" zur Reinhaltung des Luthertumes oder des Evangeliums mischt, wenn der „Amerikanismus" kritisiert wird.

Nun zu den Ergänzungen. Je weltumspannender die angeregte Kommission sein würde, desto schwerfälliger würde sie in dem Augenblicke sein, wo es sich um Hinweise und Kundgebungen in Sachen bestimmter Länder handelt. Die Interessengegensätze würden zur Folge haben, daß derselbe wirtschaftliche Vorgang ganz verschieden beurteilt wird, je nach dem, ob man ihn von diesseits oder von jenseits der Landes- oder Volks- oder Wirtschaftsgebietsgrenzen ansieht. Einhelligkeit wäre da wohl nur bei Vorgängen von untergeordneter Bedeutung zu erhoffen, zumal die Delegierten der einzelnen Kirchen auf etwaige extreme Strömungen in ihrem Kirchenvolke Rücksicht nehmen würden, wie die Deutschen z. B. in Stockholm. Wie ungereinigt noch die politische Willensbildung ist, zeigen ja die dauernden Schwierigkeiten des Völkerbundes, die gerade den Freunden des Völkerbundgedankens am schmerzlichsten sind. Es ist aber zweifelhaft, ob eine internationale Kommission der Kirchen ihre Sache besser machen würde, als jenes „profane" Institut, denn bis heute sind (und waren es besonders im Kriege) die Kirchen oft nichts weiter als Exponenten ganz bestimmter einseitiger „nationaler" Willensformen. Hier liegen noch Schwierigkeiten. Ihre Hervorhebung kann aber nicht den Sinn der Widerlegung der Vorschläge Wünschs haben, sondern einzig den der Abmessung der Größe der Aufgabe. Die Aufgabe des Christen bleibt absolut.

Der Blick auf den tatsächlichen Zustand der Kirchen führt auf die zweite Ergänzung. Nicht nur, was die politischen Stimmungen angeht, sondern ebenso, was die Beurteilung der Grundfragen der Wirtschaft angeht, bieten die deutschen evangelischen Kirchen noch wenig Gewähr, daß sie überhaupt in der Lage sein werden, bei Ernennung solcher Kommission sachgemäß vorzugehen. Aufgabe der Kirche kann es ja nicht sein, sich auf eine bestimmte Wirtschaftsform festzulegen, es sei die etwa geltende oder eine andere. Die Kirche müßte das sozialistische System ebenso ernst nehmen und dessen Fürsprecher ebenso an ihren Arbeiten beteiligen wie das privatkapitalistische. Sie müßte die Einwände sittlicher Art, die von sozialistischer Seite kommen, gerade so in ihre Hinweise aufnehmen, wie andere Bedenken. Die Erfahrungen der letzten Jahre aber sprechen dafür, daß in Deutschland die kirchlichen Kommissionen rein bürgerlich arbeiten würden. Gewiß würden sie treu arbeiten, aber ihren Leistungen würde es bestenfalls gehen, wie der Kundgebung des Betheler Kirchentages vom Juni 1924. Diese Kundgebung ist trotz ihres guten Willens zum Verständnis der sozialistischen Wirtschaftskritik so durchaus bürgerlich empfunden, daß sie das Ohr der Arbeiterschaft kaum berührt, geschweige denn es aufhorchen machen könnte. Und

der manchmal reklamehafte Fleiß, mit der man kirchlicherseits die „Denkwürdigkeit" dieser Kundgebung immer wieder betont, zeigt, daß man sich dieser grundlegenden Schwäche der Kundgebung nicht bewußt ist. (Oder gerade! D H) Somit würde auch heute noch solche kirchliche Kommission tatsächlich auf die Bevorzugung einer günstigenfalles ermäßigten kirchlichen Bürgerlichkeit hinauslaufen.

Was in dieser Hinsicht zu erwarten ist, zeigt ein Vergleich der Behandlung etwa Brunstäds einerseits und etwa Tillichs oder Ehrenbergs anderseits. Brunstäd, ein gewiß fähiger aber durchaus im Rahmen der Bürgerlichkeit sich haltender, in den Traditionen der Vorkriegszeit wurzelnder Mann, wird kirchlicherseits von Kongreß zu Kongreß eingeladen und (das ironische Wort sei einmal erlaubt, es trifft ja nicht ihn selbst) überall stolz herumgereicht. An Ehrenberg und Tillich, auch etwa Dehn, die schwerlich geringere Sachkenntnis haben, aber der Linie der Religiösen Sozialisten näher stehen, geht man ziemlich vorbei. Gegen Tillichs Ernennung zum Professor der Philosophie an der Technischen Hochschule in Dresden protestierten sogar ganze kirchliche Gruppen in Sachsen. Die Haltung der kirchlichen Behörden wurzelt in der Gesinnung des „Kirchenvolkes", d. h. des engen Ausschnittes der Evangelischen, die die Kirche für sich beanspruchen. Kirchenregierungen und Kirchenvolk neigen immer noch zu dem Fehler, den die Staatsregierungen und der größte Teil des deutschen Bürgertumes vor dem Kriege machten: wie diese meinten, gegen die sozialistische Partei regieren zu müssen, so halten jene noch jetzt eine nennenswerte Rücksicht auf den sozialistischen Gedankenkreis für unnötig und ihrem Organismus für abträglich. Die Kirchen kommen daher von selbst in die Nachbarschaft der politischen Rechtsparteien, in denen diese Vorkriegsstimmung sich am reinsten erhalten, ja, durch die Erschütterungen noch verstärkt hat. Auch wer nicht selbst sozialistisch fühlt, kann nicht wünschen, daß diese Verwandtschaftsbeziehungen sich durch die sehr naheliegende einseitige Zusammensetzung einer kirchlichen Wirtschaftskommission womöglich noch festigen. Solange diese Gefahr besteht (und wie dringend sie ist. haben die Ereignisse anläßlich des Volksentscheides zur Fürstenabfindung erneut gezeigt!) und solange sie nach den bisherigen Voraängen, zu denen auch die Zusammensetzung der deutschen Delegation für Stockholm gehört, fast unvermeidlich scheint, ist die dringend wünschenswerte Allseitigkeit oder Überparteilichkeit der Kirche und ihrer Sozialarbeit besser ohne jene kirchliche Wirtschaftskommission erreichbar, als mit ihr. Jedenfalls: Wenn die Kommission das Elend unwillkürlicher aber dauernder Einseitigkeit der Kirchen nicht noch verschlimmern soll (schon dadurch, daß das bloße Vorhandensein der Kommission das gute Gewissen der kirchlichen Stellen bestärkt, ebenso wie das bloße Vorhandensein der Betheler Kundgebung und — auffallenderweise! — der Stockholmer Konferenz), so müssen die von der bisherigen kirchlichen Tradition abweichenden Kräfte nicht nur als Mauerblümchen oder bestenfalls als Renommierschulzen vertreten sein, sondern in einer Stärke, die, wenn auch vielleicht keine ausschlaggebende, so doch wenigstens eine beträchtliche und wesentliche Mitwirkung bei der Gestaltung von Kundgebungen und Materialsammlungen dieser Kommission sichert.

Apollensdorf Karl Müller
Post Kleinwittenberg (Elbe)

Über den Ausdruck „deutsch-christlich"

Ein großer religiöser Fortschritt ist in unseren Tagen dadurch gemacht worden, daß man sich wieder des zum Zittern bringenden Geheimnisses mehr bewußt geworden ist, das in dem einfachen Wort liegt: Ich bin ein Christ.

Der ungeheure dramatische Ernst unserer Lage hat das verzehrende Grauen des Weltkrieges abgelöst. Es ist viel Schein, viel bloßes Wortgeklingel zerstoben auch im „Christentumsbetrieb" unter uns. Wer den schauerlichen Abgründen ins Auge gesehen hat, kann keine Phrasen mehr machen. Das, was im Tode aushält, ist wahr, alles Andere ist Dunst. Und so haben denn auch auf theologischem Gebiet das Göttlich-Übermächtige, Verbrennende, das Otto in seinem Buch: „Das Heilige" uns zeigte, Karl Barths Predigt von dem ungeheurem Gott, dem ganz Anderen, vor dem wir vergehen, mit Recht offene Herzen gefunden.

Die Jugendbewegung sucht das Letzte, Unbedingte. Man ist des Grübelns und der bloßen Begriffe vom Göttlichen müde und erschauert vor Gott selbst, der drohenden Bergwand, die einen begraben will. Ja, wir verstehen das Wort Platos neu: „Der Anfang der Weisheit ist das Verwundern." „Zum Erstaunen sind wir da" sagt Goethe. Hei, wie das in das faule Laub geistlicher Rederei und frömmelnden Wesens hineinfegt, wie herber Herbstwind! Mensch halt ein, verstumme vor Gott und erstaune und schweige und laß dich zerbrechen von dem wunderbaren Gott, der da war, ist und kommt! Und dann wage wieder das Wort: „Ich bin ein Christ!"

Durch die Weltkonferenz in Stockholm sind viele in allen Kulturvölkern wieder daran gemahnt worden: „Christ sein" heißt weltumspannend, menschheitumfassend, menschheitverbindend sein. Was man den Heiden gegenüber wußte, hatte man ja den „feindlichen" Völkern Europas gegenüber so schnöde vergessen. Und so arbeiten denn die großen internationalen, christlichen Verbände und Konferenzen mit neuer Macht. — Die Bibel, das Buch der Menschheit! Christ sein heißt international sein im Glauben, Lieben, Hoffen. — „Es kann nicht Friede werden, bis Jesu Liebe siegt, bis dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt." — Es soll eine Herde unter dem einen Hirten werden. Das Reich Gottes soll mit Macht kommen und alle Gotteskinder in der großen Bruderschaft verbinden. Der Welterlöser will die Völker beim Weltgericht nach der Liebe richten!

Wer dafür kein Herz und kein Ohr hat, ist kein Christ. Es ist etwas Großartiges zu sehen, wie das in der Welt jetzt aufblitzt. Danach sehnen sich die vom Haß ausgedörrten Völker, danach die sozialistischen Massen aller Länder. Es ist jetzt Sehnsuchtszeit: Dein Reich komme! Dein Reich komme — wie die Blumhardte es erfleht, erhofft und verkündet haben.

Und nun lesen und hören wir andererseits doch immer wieder den Ausdruck „deutsch-christlich" — „christlich-deutsch". Als ich Student wurde, trat ich in eine „christlich-deutsche" Verbindung ein. Und im Geiste blitzen mir die Lichtbilder, wie in der Nachtreklame der Großstadt, auf: „französisch-christlich", „englisch-christlich", „amerikanisch-christlich", „schwedisch-christlich", „dänisch-christlich. — Darf man dem ungeheuren, göttlichen, ewigen Wort „Christlich" überhaupt den Namen einer Nation anhängen oder voransetzen? Schränkt man es nicht damit ein und verkleinert seine Größe?

Wir wollen uns recht verstehen: Deutsch sei unser tiefster Mutterboden für unser Denken, Fühlen und Arbeiten. Das rührende Wort des alten Ernst Moritz Arndt, der sich in der Paulskirche ein altes, deutsches Gewissen nannte, gehe uns sehr zu Herzen aus seinem „Geist der Zeit":

O, ich darf meine Gebete nennen, ich darf meine Tränen nennen, die süßen und bitteren Tränen, die ich oft geweint habe, wenn ich mir die Tugend und die Herrlichkeit wünschte, welche kindlich und demütig vor dem ganzen deutschen Volke stehen und sagen könnte: Ich möchte die Gluckhenne sein, die alle deutschen Menschen wie ihre Küchlein unter ihrer warmen Liebe versammelte; ich darf mich auf die Worte berufen, womit ich ermahnt habe und ermahne, alles was in deutscher Zunge redet, gleich Brüdern zu lieben und zu behüten.

Es ist selbstverständlich, daß heiße, heilige, opferbereite Vaterlandsliebe und sachkundige Hingabe unseres Lebens an unsere hehren Staatsbürgerpflichten und eine strenge Erziehung unserer Jugend zu ihrer selbstlosen und geweihten Erfüllung unser Element ist. Ja, wir müssen noch viel tiefer vaterländisch und heilig-deutsch wirken allem Klassen- und Parteigeist, aller Unehrlichkeit und Trunksucht und Unzucht entgegen. Aber das „Christentum", den offenbarten Ausdruck „Christ", das teilen wir mit der Menschheit. Christi Reich geht dem Deutschen Reich voran. Gottes Wille ist über dem nationalen Willen. Wir schaffen das Wort „Liebet eure Feinde" nicht ab, wie verblendetes völkisches Denken es will.

O, daß die Empfindung dafür im ganzen deutschen Volke aufflammte: „Christlich" das ist das Höchste, das Einzigartige, das Göttliche. „Christlich" das verbindet uns mit allen Völkern, — das ist für die Ewigkeit! „Deutsch", „Französisch", „Englisch", „Schwedisch", das ist für die Zeit. Darum wagen wir nicht mehr neben oder vor das erhabenste der Worte einen einschränkenden nationalen Zusatz zu machen. Wo soll es mit den Völkern und Gottes Reich unter den Völkern hinkommen, wenn jedes Volk das täte? Wir Deutschen machen da keine Ausnahme, wir sind nicht Gottes Lieblingsvolk.

Aber jedes Volk wird geheiligt, wenn es in erhabener strenger Kürze sagt: Wir wollen „christlich" sein! — Dann geht es mit ihm und mit der Menschheit empor!

Halle Arthur von Broecker

Das Rundschreiben des Kreispfarrers Lic. Bachmann und des Pfarrers Lic. Schafft zum Volksentscheid

Vgl. Nr. 17 Sp. 862f.*)

Die Stellungnahme des Kirchenausschusses ist nicht die Stellungnahme der Kirche!

Im Hinblick auf die Veröffentlichung der Entschließung des Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses im kirchlichen Amtsblatt unseres Bezirkes, die dort als ausreichende Grundlage zur Gewissensberatung empfohlen wird, sehe ich mich als Glied der evangelischen Kirche zu folgender Erklärung genötigt:

Die Entschließung des DEKA bedeutet eine mechanisch moralistische Anwendung der Grundsätze des Evangeliums in einer politisch-rechtlichen Frage und widerspricht damit dem Geist des Evangeliums. Sie trägt nicht den Charakter echter Gewissensberatung, sondern führt zum Mißbrauch des Evangeliums, im Sinne einseitiger Stellungnahme.

Die allgemeine Aufgabe der Kirche politischen Streitfällen gegenüber besteht in der Forderung und im Bewirken sachlicher Klarheit und Wahrhaftigkeit im Kampf und in der Ablehnung aller verkehrten Kampfmittel — einerlei ob gehässige Leidenschaften aufgepeitscht oder fromme, heilige Worte im Sinn einseitigen Interesses mißbraucht werden — weil dadurch in jedem Fall ein gewissenhaftes Nachdenken über die eigentlich zur Entscheidung stehende Frage unmöglich wird. Darüber hinaus muß die Kirche zu ernster christlicher Entscheidung aufrufen und, dem Maß ihrer inneren Vollmacht entsprechend, versuchen, einen bestimmten sachlichen Rat zu geben.

In der allgemeinen Form, in der sich die Erklärung des DEKA hält, ist diese Aufgabe nicht gelöst. Sie hilft nicht zu klarer, sachlicher Erkenntnis und begnügt sich mit allgemeiner, nicht inhaltlich begründeter Beratung. Man mußte dieser Entschließung gegenüber fragen: Welches sind die Grundsätze des Evangeliums, denen die zur Entscheidung stehende Vorlage widerspricht? Will man wirklich das Wort „Du sollst nicht stehlen" oder Worte wie „Raub", „Diebstahl" auf diese Form des Volksentscheids anwenden? Das ist ebenso irreführend wie die einfache Anwendung des Wortes „Du sollst nicht töten" im Munde eines mechanisch-moralistischen Pazifismus der harten Wirklichkeit des Krieges gegenüber, die von der Kirche als dem Ernst der Not nicht entsprechend mit Recht abgelehnt wurde. Es handelt sich hier wie dort um Notstände dieser Welt, bei denen wir nicht vor der Frage stehen, ob wir gute und liebevolle Menschen sein wollen oder Bestien, „Diebe" oder „Mörder", sondern vor der Frage, welches von zwei Übeln, von zwei Handlungen, die, am absoluten Liebesgebot gemessen, uns beide in Unrecht verstricken, wir als das geringere Übel wählen wollen, wobei in jedem Fall die wahrhaft brüderliche und verantwortliche Gesinnung von uns festgehalten werden kann.

Den Mangel der Entschließung des DEKA und die Art der Entscheidung, um die es geht, möchte ich in folgenden Sätzen noch veranschaulichen:

1. Der Gesetzentwurf, der zum Volksentscheid vorliegt, ist der Versuch, eine mit der Neuordnung unseres staatlichen Lebens notwendig gewordene Aufgabe mit gesetzlichen Mitteln zu lösen. Daß es zu dieser Form der Lösung kam, ist eine Folge des Scheiterns privatrechtlicher Verständigung und des Versagens des Reichstages, eine vermittelnde Lösung zu finden. Der Weg der Lösung durch den Volksentscheid ist ein der Verfassung entsprechender Rechtsweg. Es ist die Frage, ob die Form der Lösung, wie sie der Gesetzentwurf vorsieht, die notwendige und richtige ist.

2. Der Gesetzentwurf schlägt entschädigungslose Enteignung vor zu Gunsten der von Krieg und Not aller Art besonders betroffenen Glieder unseres Volkes. Darin liegt die Härte, daß nun die Glieder der Fürstenhäuser besitzlos der Armenpflege zu verfallen scheinen. Diese prinzipielle, harte Lösung ist begründet in der Auffassung, daß sich auf formalrechtlichem Wege eine klare Unterscheidung zwischen privatem und staatlichem Besitz nicht werde erreichen lassen, und daß es deshalb nötig sei, so den Knoten zu durchhauen. Durch eine Kompromißlösung, so ist die Auffassung, werde das Unrecht Recht werden, daß Besitz, der eigentlich öffentliches Eigentum ist, nicht der Linderung der Not schwer bedrückter Volksgenossen, sondern unnötigem Überfluß einzelner Familien dienen würde. Die Härte der prinzipiellen Lösung gegenüber den Fürsten sei deshalb nicht so schwer tragbar, weil den Gliedern der Fürstenhäuser z. T. durch Militärrenten, z. T. durch ausländischen Besitz immer noch ein über den Durchschnitt der Volksgenossen stehendes Einkommen gesichert sein werde. Dazu bestehe die Möglichkeit, etwaige, sich wirklich ergebende Härten durch ein nachträglich zu schaffendes Abfindungsgesetz zu mildern.

Es ist bedauerlich, daß bei der Art, wie der Entwurf agitatorisch vertreten wird, diese sachlichen Gesichtspunkte, die ihn auch bei gleichzeitigem Festhalten pietätvoller, anhänglicher Haltung den früheren Herrscherhäusern gegenüber begründen können, hinter z. T. sehr ungerechten, gehässigen Anklagen zurücktreten, durch die unschöne Motive ausgelöst werden, so gewiß man diese Bitterkeit z. T. wenigstens aus dem, besonders durch die Inflation, tief verletztem Rechtsgefühl verstehen muß.

Die Tatsache derartiger unsachlicher Kampfesweise kann aber die, welche um eine gewissenhafte Entscheidung ringen, nicht daran hindern, sich die Frage, die jetzt so zur Entscheidung steht, klar zu machen. Es handelt sich darum: Haben wir das Zutrauen zu einem gerechten Kompromiß durch den Reichstag, oder befürchten wir bei einer solchen Lösung eine Benachteiligung und ein „Unrecht tun" an unsern ärmsten Brüdern — auch wenn einem geringen Teil nur eine geringe Linderung versagt bliebe — das schwerer wiegt als das „Unrecht" einer generellen Enteignung der Fürstenhäuser? Für das geringre der beiden Übel müssen wir uns entscheiden.

3. Was kann die Besinnung auf das Evangelium und seine Grundsätze für diese Entscheidung bedeuten?

Die dem Evangelium entsprechende Lebensordnung ist die Ordnung freier helfender Liebe, bei der Niemand das Eigentum anders denn als anvertrautes Gut ansieht, das er im Geist der Gerechtigkeit und opferbereiten Liebe braucht. Wäre der Geist des Evangeliums beherrschende Macht, dann gäbe es keine soziale Not und auch den gegenwärtigen Konflikt nicht mehr. In der Welt, wie sie ist, kämpfen selbstische Interessen miteinander, die über das Maß der nötigen Selbsterhaltung hinaus nach Macht und Besitz auf Kosten lebensnotwendiger Güter des Andern verlangen. Der Wille zu freier, brüderlicher Hilfe ist nicht beherrschend lebendig. Die Rechtsordnung hat die Aufgabe, mit ihrem gesetzlichen Zwang hier einen Ausgleich zu suchen, der übermäßige Härten ausschließt. Die Besinnung auf den Geist des Evangeliums, die Erinnerung an seine Grundsätze, geben Richtung und Gesinnung an, in der die Rechtsordnung den Ausgleich suchen muß. Dieses Suchen im Geist der Wahrheit, Gerechtigkeit und Bruderliebe hilft mit zu klarer sachlicher Erkenntnis und Entscheidung, die freilich in den meisten Fällen wie auch hier die Entscheidung zwischen zwei Übeln ist, wo man in jedem Fall in Gefahr kommt, einer der beiden Interessengruppen Unrecht zu tun.

Es ist nötig für uns, auch diesmal um sachliche Klarheit zu ringen, welche von beiden Entscheidungen das kleinere Übel bedeutet. Man kann sich, je nach der Wertung der verschiedenen hier zusammenkommenden Gesichtspunkte besonders politischer und wirtschaftlicher Art, als ernster, brüderlich denkender Mensch, der mit Haß und Ungerechtigkeit, Fürstenknechtschaft oder Raubgier und Diebstahl nichts zu tun hat, für die eine oder für die andere Seite aus sachlichen Gründen entscheiden. Es ist aber eine unmögliche, an der eigentlichen Schwierigkeit dieser Entscheidung vorübergehende Stellungnahme, wenn im Namen des Evangeliums die Notlage einer Entscheidung zwischen zwei Übeln verleugnet wird und der Anschein erweckt wird, als

*) Wir geben hier den Wortlaut des Rundschreibens an die kurhessischen Amtsgenossen wieder. Sperrungen wie in der Vorlage. Das ist also das corpus delicti. Über den Ausgang des Disziplinarverfahrens siehe unten Sp. 979. Zum innern Verständnis des Rundbriefs von Schafft vgl. dessen Vorträge: Vom Kampf gegen die Kirche für die Kirche. Neuwerk-Verlag Habertshof bei Schlüchtern 1925. 108 S. 2 M. DH

handle es sich um eine einfache Anwendung ablesbarer moralischer Grundsätze, die im übrigen nicht einmal genannt werden, und als sei mit der Treue zum Evangelium nur eine bestimmte Stellungnahme vereinbar. Gegen diese Einseitigkeit muß im Namen des Evangeliums Einspruch erhoben werden.

Es kann uns Niemand die persönliche Gewissensentscheidung abnehmen. Vielmehr müssen wir uns im Geiste der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit — nicht der Rache und Leidenschaft — entscheiden, und dann da zustimmen, wo uns die Gefahr des Unrechts geringer zu sein scheint.

Lic. Schafft, Cassel.

An die Amtsbrüder in unserem Bezirk!

Die Veröffentlichung der Erklärung des DEKA im Amtsblatt unseres Bezirkes und die darin empfohlene Stellungnahme läßt uns fürchten, daß es in der Frage des Volksentscheides zu einer einseitigen politischen Haltung der Kirche kommt. Auch als sachliche Gegner des zum Volksentscheid vorliegenden Entwurfes müssen wir die allzu einfache Stellungnahme des DEKA als nicht ausreichende Beratung ansehen. Wir bitten daher die Amtsbrüder, sich am kommenden Sonntag möglichst einer einseitigen Stellungnahme auf der Kanzel zu enthalten.

Lic. Bachmann Lic. Schafft

Ich erlaube mir gleichzeitig, den Herren Amtsbrüdern meine persönliche Stellungnahme zu der Entschließung des DEKA vorzulegen und bitte um freundliche Erwägung.

Lic. Schafft

Konkordat, Evangelische Kirche, Politische Parteien

Aus der Deutschen Demokratischen Partei

Die Tatsache der Bitte einer Kreissynode an die Deutsche Demokratische Partei um Wahrnehmung protestantischer Interessen läßt, da die D. D. P. von der kirchlichen Presse und kirchlichen Vereinen nicht glimpflich behandelt zu werden pflegt und Bekenntnis zur Demokratie einem Pfarrer seine Stellung in der Kirche erschwert, fraglos auf einen großen Notstand schließen, der das Eintreten aller Kräfte verlangt, so daß auch ein lediglich in den Dienst einer Einzelgemeinde eingespannter Pfarrer unter Beiseitelassung der (für normale Zeiten durchaus als wertvoll geachteten) preußischen Subordination das Wort beanspruchen darf.

Die Kreissynode bittet die D. D. P. Preußens, in der Konkordatfrage dieselbe Haltung einzunehmen wie die Bayerische Landtagsfraktion, also (unter Protest gegen die Geheimhaltung der bisherigen Verhandlungen) einen etwaigen Konkordatentwurf abzulehnen.

Es bedarf keiner Worte, daß die D. D. P. Preußens genau wie die Bayerns den Abschluß eines Konkordats mißbilligt. Das ergibt sich aus ihrer liberalen Tradition. Sie ist auch der Überzeugung, daß berechtigte Forderungen der Katholischen Kirche, die sie ebenso wie die der Evangelischen Kirche erfüllt hat und erfüllen wird, ohne Konkordat verwirklicht werden können, und sie findet eine Reihe von Bestimmungen des Bayerischen Konkordats völlig untragbar. Die Frage ist aber nicht, wie die D. D. P. zu einem Konkordat steht (diese Frage ist klar und eindeutig zu beantworten), sondern ob die D. D. P. in der Lage ist, ihre Ablehnung aufrechtzuerhalten.

Das Zentrum kann und wird aus der Ablehnung eines Konkordats eine Regierungskrise machen. Dann ist theoretisch die Auflösung des Landtages möglich. Sie wird praktisch nicht eintreten, weil es ausgeschlossen ist, daß nach den Neuwahlen die (etwas geschwächte) Deutschnationale Volkspartei mit der (etwas gestärkten) Sozialdemokratischen Partei zusammen mit Deutscher und Deutsch-Demokratischer Partei die Regierung zu bilden geneigt ist. Eine solche Koalition verhindert die schroffe Haltung der Rechten gegen die S. P. D., aber auch die Stellungnahme dieser gegen die D. N. V. P. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sich im Falle einer Ablehnung des Konkordats durch D. D. P. und S. P. D. das Zentrum mit der Rechten koaliert. Welche Garantie hat die Demokratische Partei für eine Ablehnung des Konkordats durch die Deutschnationalen? Die Gefahr ist akut, daß die Rechte genau so wie in Bayern dem Konkordat zustimmt, hier sogar leichter als dort, weil die Rechte dann (was sie seit 1919 erstrebt) in Preußen an die Regierung kommt, was hier für sie sehr viel mehr bedeutet als in Bayern. Soll die Deutsche Demokratische Partei zusehen, daß doch das Konkordat angenommen wird und eine Partei die Regierung entscheidend beeinflußt, die nicht nur die heutigen Zustände korrigieren, sondern die bestehende Staatsform selbst umstürzen will?

Die nationalistischen Verbände verkünden offen die „nationalistische Revolution" (Standarte vom 20. Mai 1926 und viele andere Äußerungen). Bei den Landtagswahlen in Sachsen verbündet sich die Deutschnationale Volkspartei mit den Vereinigten Vaterländischen Verbänden. Wir wissen sehr wohl, daß besonnene Führer nicht mit dem Versammlungspathos einverstanden sind, sondern in realpolitischer Einstellung eine sachliche Mitarbeit am heutigen Staate erstreben. Aber wir haben zu oft gesehen, daß unverantwortliche Putschisten den Einfluß besonnener Männer bei Seite gedrängt haben, als daß wir Politiker der Linken freiwillig der Rechten Einfluß auf die Staatsregierung gewähren sollten. Die kulturellen Erfordernisse haben unsere Aufmerksamkeit; aber wichtiger als die kulturellen Erfordernisse ist die Erhaltung des Staates und der heutigen Staatsform: ihre Erschütterung brächte heillose Wirren, welche die Existenz des Staates und damit auch der Kultur ernstlich in Frage stellen würden. Das Schlimme der heutigen Situation ist, daß die Rechte sich so stark in eine Regierung des neuen Staates eingelassen hat, daß sie für Keinen, der sich für diesen Staat verantwortlich fühlt, koalitionsfähig ist.

Will die Evangelische Kirche das Zustandekommen des Konkordats verhindern, so muß sie die absolut sichere Garantie haben, daß die Rechte unter keinen Umständen, selbst nicht auf das Angebot der Beteiligung an der Regierung, dem Konkordat zustimmen wird. Sie muß weiter der heillosen Beunruhigung des Staatslebens durch die Treibereien der Vaterländischen Verbände (Ausrüstung mit Infanteriegewehren, Revolvern, Kleinkalibergeschossen, Gummiknüppel, Vergiftung der politischen Atmosphäre durch die Presse) mit aller Entschiedenheit entgegentreten. Schließlich muß die Evangelische Kirche dafür sorgen, daß die Deutschnationale Volkspartei zwecks Ermöglichung einer Koalitionsregierung unter Ausschluß des Zentrums unter Loslösung von den Vaterländischen Verbänden zu vollkommen loyaler Mitarbeit am bestehenden Staat bereit ist: die Anerkennung der Schwarz-Rot-Goldnen Fahne wäre hierfür das äußere Zeichen.

Es ist deutlich, daß die Evangelische Kirche diese Ziele nicht erreichen kann. Die Folge ist die Annahme des Konkordates entweder von diesem oder einem zukünftigen Landtag, da keine Regierungsbildung möglich ist ohne Zentrum. Die Evangelische Kirche kann daraus erkennen, wie unheilvoll es war, die Agitation gegen den heutigen Staat trotz ihrer Maßlosigkeit zu dulden. Die Evangelische Kirche braucht nicht wie die Deutschnationale Partei durch Massendemagogie Wähler zu gewinnen. Sie konnte der Hetze gegen Friedrich Ebert, gegen Walter Rathenau entgegentreten, sie mußte die unchristliche Gesinnung nationalistischer Haßrufe gegen die ehemaligen Feinde und einer (ja auch praktisch vollkommen wirkungslosen) Machtpolitik brandmarken. Sie muß (auch aus anderen als politischen Gründen!) darauf hinwirken, daß die kirchliche Sonntagspresse nicht eine einseitige Rechtspolitik treibt und (unter Schonung der Rechten) alle wirklichen oder vermeintlichen Fehler der Linken brandmarkt. Sie hat dafür zu sorgen, daß zwar gegen kirchenfeindliche Aufrufe der

Sozialdemokratie, aber nicht gegen diese selbst polemisiert wird. Es sind nicht Wenige, die darauf warten, daß die Evangelische Kirche sich als eine Rechts und Links umfassende Gemeinschaft erweist, daß sie zur Versöhnung der Klassen- und Parteigegensätze beiträgt und die Ruferin zur Wahrheit wird in einer Zeit, in der durch Unterdrückung oder Entstellung der Ereignisse sogar die Berichterstattung über tatsächliche Vorgänge vollkommen verlogen ist. Hätte die Kirche diesen Einfluß gewonnen, die innenpolitischen Gegensätze wären nicht so gewaltig geworden, daß ihre Überbrückung schon fast unmöglich erscheint.

Die Evangelische Kirche hätte um so mehr die Führerin im Geistesleben werden können, wenn sie gemäß den Traditionen des Protestantismus die Freiheit der Kultur proklamiert hätte. Sie will jetzt, wenigstens für die Schule, die Konfessionalisierung der Bildung; die Kirche will nicht nur, wie es dem Protestantismus gemäß ist, der Welt und also auch der Kultur das Evangelium verkünden, damit diese sich nach ihm richte, sondern die Schule unmittelbar beeinflussen. Es gibt Kirchenmänner, die diese Forderung stellen mit Elan, andere nur, weil sie angeblich der Katholizismus dazu zwinge. Gewiß verlangt der Katholizismus Konfessionalisierung der Schule, denn er will die gesamte Kultur kirchlich leiten, und aus Gründen des konfessionellen Friedens wird man ihm für rein oder fast ausschließlich katholische Gegenden diesen Anspruch zubilligen müssen. Aber immer ist es ein Zeichen von Schwäche, sich das Gesetz seines Handelns vom Gegner diktieren zu lassen. Die Forderung des Katholizismus verlangt nicht den gleichen Anspruch der Protestanten. Bei einer Konfessionalisierung wird die katholische Kirche als die straffere Organisation den Vorteil haben. Träte der Protestantismus für die Gemeinschaftsschule ein, so könnte man (nicht ohne Mühe, aber mit guter Aussicht auf Erfolg) die weltliche Schule vermeiden und damit ein Stück Zerreißung der geistigen Einheit unseres Volkes. Man könnte, wäre die Kirche soweit wie es der Protestantismus grundsätzlich ist, die Führung im Geistesleben an sich reißen; noch nie haben auf die Dauer Enge und Bindung auf dem Gebiete des Geistes geherrscht, sondern nur die Freiheit, weil unter ihr allein bedeutendes geistiges Leben sich entfaltet. Wäre die Kirche der Hort der Freiheit, so würden zu der Kirche wieder Vertrauen gewinnen auch die Schichten, die nicht unmittelbar Träger der kirchlichen Aktion sind.

Man sieht mit Freude, wie kirchliches Bewußtsein sich hebt. Jetzt ist der Augenblick, in dem frei und stolz die protestantische Kirche sich aufmachen kann, als bestimmende geistige Macht das deutsche Volk zu führen. Dieser Augenblick wird verpaßt. Die kommenden Konkordatsverhandlungen werden zeigen, daß die bisherige politische und kulturpolitische Stellungnahme der Kirche falsch war, und auch dann, wenn durch glückliche parlamentarische Situationen das Konkordat nicht abgeschlossen werden sollte, wie es im Willen der Deutschen Demokratischen Partei liegt, bleibt die Kritik bestehen, daß die Evangelische Kirche nicht die Führung an sich reißen kann, weil die freiheitlich gesinnten Kreise nicht das Zutrauen haben, daß die Kirche die Freiheit der Kultur schützt, und weil sie sehen, wie evangelische Kirchenvertreter und Kirchenorgane dem neuen Staat im günstigsten Fall neutral gegenüberstehen, so daß der Eindruck entstehen kann, daß die Katholische Kirche, nicht aber die Evangelische den Bestand des Staates verbürge. Welchen Erfolg solche Überzeugung für die praktische Politik zeitigt, ist deutlich zu sehen.

Wer Ohren hat, zu hören, höre, auch wenn nicht der Geist, sondern nur ein bescheidener Pfarrer einer großstädtischen Randgemeinde redet.

Breslau Ernst Moering

Die 30. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Dresden

Früher mehrere Jahre hindurch ein regelmäßiger Teilnehmer der Generalversammlungen des Evangelischen Bundes, hatte ich nach längerer Pause (dazwischen lagen der Krieg und die Generalversammlungen in München und Königsberg) zum ersten Male wieder Gelegenheit, mit dabei zu sein. Vielleicht bedeutet solches zeitweiliges Fernbleiben nicht bloß Nachteil für die Aufgabe der Berichterstattung. Man sieht den Wandel der Dinge schärfer und klarer, als wenn man ununterbrochen im Fluß des Geschehens dringestanden hätte.

Und der Wandel der Dinge ist auch im Bunde erheblich. Neue Männer sind in das Werk der Leitung getreten, beide, der Bundespräsident D. Döhring sowohl wie der Bundesdirektor Fahrenhorst Männer von ausgeprägter Eigenart. Neue Strömungen setzten mit der Nachkriegszeit auch im Bunde ein. Als erfreulichste Bewegung ein Hindrängen auf religiöse Vertiefung und Verinnerlichung. Hieran haben die beiden genannten Führer ein entschiedenes Verdienst, das um so mehr hervorgehoben werden muß, als weite Kreise der Öffentlichkeit in D. Döhring nur den draufgängerischen antirömischen Kämpfer zu sehen gewohnt sind. Auch wer, wie der Berichterstatter, vielem, was Döhring redet und tut, durchaus kritisch gegenübersteht, wird dankbar die religiöse Wärme herausgefühlt haben, die in Dresden dem Prediger Döhring eine ganz starke innerliche Wirkung schenkte und deren verhaltenes Feuer noch zuletzt unendlich wohltuend aus seinem ganz schlichten, innigen Abschiedswort in Meißen hervorleuchtete. Neben dem feurigen Döhring der ihm an Besonnenheit und Umsicht überlegene Fahrenhorst, bei aller Kampfesfreudigkeit doch auch eine den Innenwerten des Protestantismus zugewandte Natur, durch gute theologische Bildung in dem ernsten Bemühen unterstützt, der Zeit den Pulsschlag zu fühlen und von innen heraus dem deutschen Protestantismus zu stärkerer Geltung zu verhelfen. Es hat im Bunde Zeiten gegeben, wo Mancher das Empfinden nicht los wurde, daß der Bund religiös verarme. Diesen Eindruck hatten wir diesmal nicht. Solcher Fortschritt sei dankbar anerkannt.

Ist auch ein Fortschritt in der Fähigkeit erzielt, die Zeichen der Zeit zu verstehen und sich einzustellen auf die neue Zeit und die neuen Aufgaben, die sie uns gebracht hat? Ist der Bund auf dem Wege, dem deutsch-evangelischen Volksteil ein Erzieher zu werden zu einer, von Parteileidenschaften möglichst ungetrübten, klaren Erfassung der tieferen Gründe der Verringerung seines politischen Einflusses in unserm heutigen staatlichen Leben? Bekämpft er jene politische Instinktlosigkeit, die als böses Erbe einer der Entwicklung staatsmännischer Fähigkeiten nicht günstigen Geschichte gerade den deutschen Protestantismus auf Schritt und Tritt hemmt, so daß Millionen und Abermillionen deutscher Protestanten keinen Anstoß nehmen an einer Politik, die lieber sich selbst von der Regierung ausschaltet und tausendfältige Möglichkeiten kulturpolitischer Einwirkung im Sinne des Protestantismus preisgibt, als daß man sich bereit erklärte, mit Männern, die in Fragen der Staatsform und der Sozialpolitik anders stehen, die politische Macht zu teilen? Da und dort wurde in Dresden der Herr Christus als der große Realist gefeiert, weil er die Unvermeidlichkeit der Kriege bis an das Ende der Tage erkannt habe. Steht der Bund in seinem antirömischen Kampfe auf dem Boden eines möglichst illusionsfreien Realismus, der die Gegenwart (je nach der Stellung des Einzelnen freudig oder unfreudig) bejaht und damit Kräfte aufbauender Arbeit freimacht? Oder hilft er mit, jene verbissene Stimmung zu pflegen, die durch ihre Idealisierung der Vergangenheit und schroffe Verurteilung der Gegenwart solche Kräfte mehr lähmt als steigert und damit nur dem an politischem Witterungsvermögen und realpolitischer Klugheit überlegenem Gegner in die Hände spielt? Empfindet der Bund mit tiefster Sorge die doch nicht ganz abzuweisende Gefahr, daß eines Tages nur noch Glieder der Rechtsparteien seine Gefolgschaft bilden und er endgültig aufhört, eine Gemeinschaft deutsch und evangelisch fühlender Männer und Frauen aus allen politischen Lagern darzustellen? Schärft er dem evangelischen Volksteil das Verständnis dafür, daß keine noch so begreifliche Erregung über unparitätische Behandlung der Konfessionen, über Förderung einseitig katholischer Interessen durch den Staat etwas hilft, wenn der Protestantismus sich nicht daran gewöhnt, statt zu grollen und zu schmollen, jede Möglichkeit der Einwirkung auf die Leitung des Staates auszunutzen? Was sagte Dresden zu diesem hier angedeuteten Fragenkomplex?

Es läßt sich nicht leugnen, daß starke Kräfte im Bunde vorhanden sind, die die drohende Gefahr einer Verengerung des Gesichts- und Wirkungskreises nicht sehen. Aber der gute Wille zu parteipolitischer Neutralität ist da, und die Zuwahl D. Mulerts (neben dem langjährigen badischen Bundesvorsitzenden Bath) in den Zentralvorstand darf als Ausdruck solcher Gesinnung mit Genugtuung verzeichnet werden. Die Kreise, die mit starker Sorge die Entwicklung des Bundes in der letzten Zeit verfolgt und mit seiner Haltung vielfach nicht einverstanden gewesen sind (enge Verbindung mit der „Täglichen Rundschau", Reichspräsidentenwahl, Fürstenenteignung), haben im Zentralvorstand nunmehr einen

neuen Verfechter ihrer Auffassung. Einen neuen, sage ich, denn die weitverbreitete Meinung, als gäbe es innerhalb der Bundesgeneralität nicht auch bisher ein Ringen in diesen, wie ohne Weiteres zugegeben werden muß, sehr schwierigen Fragen der Stellung des Bundes zu brennenden Problemen des öffentlichen Lebens, ist irrig. Möchte die Wahl Mulerts nun auch die Wirkung haben, daß Bundesmitglieder, die schwanken, ob sie dem Bunde als einer, wie sie fürchten, im Schlepptau bestimmter politischer Parteien geratenen Organisation den Rücken kehren sollen, die Freudigkeit bekommen, ihm treu zu bleiben und in ihm ihren Einfluß geltend zu machen.

Meinungsverschiedenheiten bestehen natürlich auch über die Art und Weise, wie der antirömische Kampf geführt werden soll. Einig ist man sich offenbar darüber, daß dem Bund nicht die Aufgabe einer Evangelisation unter den Katholiken zugefallen ist. Aber die alte rein defensive Zielsetzung (Abwehr gegen Übergriffe antireformatorischer Mächte, insbesondere des Katholizismus) erscheint weiten Kreisen auch nicht mehr als ausreichend. Offensivgeist regt sich, wenn auch keineswegs so stark wie dort, wo die Gegenreformation unserer Tage in die Wege geleitet wird. Ein Offensivgeist, der bald mehr der Sorge um die Bedrohung unseres Geisteslebens durch Rom oder einer pessimistischen Beurteilung der religiösen Kräfte im heutigen Katholizismus, bald mehr einem Hochgefühl von der Überlegenheit der evangelischen Form des Christentums über jede andere entspringt. Ein hervorragender Vertreter solchen Offensivgeistes ist der Bundespräsident. Daß seine Programmrede über die nationale und internationale Aufgabe des Protestantismus, im letzten Grunde eine Kampfrede wider Rom, diesen Offensivgeist in Verbindung mit einer tieferen Erfassung des Katholizismus und einer dem Gegner in seinem innersten Wesen verstehenden und ihm innerlich gerecht werdenden Sinnesart gezeigt hätte, kann leider nicht behauptet werden. Religiöse Kritik am Katholizismus zu üben, ist sicherlich gutes Recht des Bundes. Auch in früheren Jahren ist auf großen Versammlungen solche Kritik scharf und geistesmächtig geübt worden. So von Theodor Kaftan in Görlitz. Aber da hatte man doch ganz anders festen Boden unter den Füßen als in manchen Teilen der Döhringschen Rede, die in ihrer Ablehnung der römischen Kirche soweit ging, daß sie irgendwelche Berührungspunkte des Protestantismus mit ihr schlankweg leugnete: wie denkt man sich von einem solchen Standpunkt aus eigentlich eine Möglichkeit der Einwirkung auf den katholischen Volksteil? Und — man erinnere sich nur an Luthers innere Entwicklung — ist es nicht verkehrt, die Offensive mit einem Sturmangriff auf die Einrichtung des Papsttums zu eröffnen? Es sollte mich nicht wundern, wenn die Döhringsche Rede genau das Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung schließlich erreichte. Daß sie auch in ihrer Polemik gegen das Zentrum erhebliche Schwächen bot, sei nur nebenher bemerkt. Die Ansichten waren denn auch sehr geteilt, so unbestreitbar die glänzenden Gaben des Redners ihm einen starken rednerischen Erfolg eintrugen. Die Staubwolken über der Arena verteilten sich dann schnell und wichen einer weniger bazillengeschwängerten Luft, als Professor D. Lüttge aus Heidelberg in wohlabgewogenen, feinen Ausführungen über Evangelische Bildung und deutsches Christentum uns die reinere Atmosphäre tendenzfreier, deutscher Wissenschaftlichkeit atmen ließ.

Vor der Döhringschen Programmrede hatte der von Direktor Fahrenhorst erstattete Jahresbericht erwünschten Einblick in Arbeit, Enttäuschungen und Erfolge des Bundes in den letzten Monaten gegeben. Die Beziehungen der Zentrale zu den Hauptvereinen sind reger geworden, seit 1. Mai ist der Bund im Besitz eines eigenen Heims (Berlin W 10, Friedrich Wilhelmstraße 2 a), als Anbau des Schwesternmutterhauses in Dessau ist der Neubau eines Krankenhauses errichtet worden; die Mitgliederzahl wächst. Die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz", mehr beachtet von den Bundesmitgliedern als von der Tagespresse, soll als Informationsblatt in bisheriger Art weiterbestehen. Zu dem bisherigen Beiblatt für Sonntagsblätter wird demnächst alle 14 Tage eine wissenschaftliche Beilage hinzutreten, wie man denn die Gewinnung der Gebildeten als ein besonders dringendes Ziel erkannt hat. Die Neuherausgabe des „Protestantischen Taschenbuches", für die ein hervorragender Kirchengeschichtler gewonnen ist, scheiterte bisher sehr bedauerlicher Weise an der Geldfrage. Die Kampflage des deutschen Protestantismus beurteilte Fahrenhorst dahin, daß die Hochflut der Freidenkerbewegung vorüber sei, daß es im römischen Katholizismus stark kriselе, er immerhin im politischen Leben einen sehr starken Druck ausübe, daß aber kein Grund zum Verzagen sei und insbesondere ein starker religiöser Zug in der Jugend zu frohen Hoffnungen berechtige. Die wachsende Demokratisierung und Parlamentarisierung des Lebens politisiere alle Verhältnisse mehr und mehr und erschwere dem Bunde die Stellungnahme zu einzelnen Vorgängen des öffentlichen Lebens. Hier seien Meinungsverschiedenheiten unausbleiblich und sollten auch offen zugegeben werden, sie könnten aber den starken Einheitsring, den tiefinnerliche Überzeugungen um die Mitglieder des Bundes schlängen, nicht zerbrechen.

Gleichzeitig mit dem Bunde tagte außer der zweiten Reichsmischehenkonferenz der Internationale Verband zur Verteidigung des Protestantismus. Beide Teile hatten Gewinn davon. Mitglieder des Internationalen Verbandes traten in den Abendversammlungen als Redner auf und erinnerten daran, daß der deutsche Protestantismus ein Teil des Weltprotestantismus ist, der in Luther eine ökumenische Größe besitzt. Hier vollzieht sich eine eigenartige, reizvolle Entwicklung. Jahrzehnte, bevor sich solche Erkenntnis mehr und mehr durchsetzte, hat der Evangelische Bund auf die innigen Zusammenhänge zwischen Protestantismus und Volkstum die Augen gelenkt. Immer wieder hat er die Größen Evangelium und Deutschtum in Verbindung gesetzt und Religiöses und Nationales in seiner engen Verflochtenheit aufgewiesen. Und nun hilft derselbe Evangelische Bund dazu, daß der Blick sich nicht verenge und über der Erscheinung des deutschen Protestantismus die andern Erscheinungsformen auch in das Blickfeld des evangelischen Deutschen treten. Und das durchaus nicht erst etwa unter dem Eindruck von Stockholm. Hat doch schon vor dem Kriege Walther Wolff für ein auswärtiges Amt des Evangelischen Bundes seine Stimme erhoben. Ohne Frage liegt in dieser engen Fühlung zwischen der von Haus aus ganz national eingestellten Bundesorganisation und der andern neuen internationalen für den Bund ein starker Schutz wider Verengung seines Gesichtskreises und wird der Bund so eingereiht in die Reihe der großen Verbände des deutschen Protestantismus, die den Blick für die weltweiten Aufgaben des Weltprotestantismus zu schärfen wissen, und zu diesen weltweiten Aufgaben gehört nun einmal auch der antirömische Geisteskampf.

Auf die einzelnen Veranstaltungen der Dresdener Tagung kann hier nicht ausführlicher eingegangen werden. Die Begrüßungsversammlung ließ einen vielstimmigen Chorus den Bund ob seiner Verdienste preisender Stimmen erklingen. Der Gruß, der am meisten bewegte, freilich erst später bekannt wurde, war der des Reichspräsidenten, die Antwort auf ein Huldigungstelegramm. In schlichten Worten ein warmer Ton, wohltuend abweichend von der früheren Praxis, wo jedes Jahr in der denkbar frostigsten Form der Chef des Zivilkabinetts im Namen des Kaisers den unvermeidlichen Dank aussprach und mit seiner Danksagung nur Ärger und Verdruß bereitete. Eine Abendvesper in der Kreuzkirche unter Leitung von Otto Richter bot reiche kirchenmusikalische Erquickung; eine Lutherfeier zeigte die elementare Wirkung, die wohl ausgewählte, vorzüglich vorgelesene Stücke aus Luthers Schriften auszuüben vermögen: zu bedauern blieb nur, daß der gesangliche Teil, so künstlerisch vollendet er durchgeführt wurde, in den Rahmen des Ganzen nicht durchweg hineinpaßte. Warum beschränkte man sich nicht auf Vertonungen lutherischer Worte? Aber mit der Stileinheit haperte es auch sonst öfters. Zwischen den flammenden Worten eines Holländers und eines Ungarn am Volksabend im Gewerbehaussaale war allersentimentalste Liedertafelei recht störend. Geradezu grotesk, was man in der Schlußversammlung im Vereinshause erlebte, die als Jubiläumsfeier (40jähriges Bestehen des Bundes) bezeichnet war*). Der Jäger aus Kurpfalz ist sicher ein gutes Volkslied. Aber seine Eignung als musikalischer Kitt zwischen einem Vortrag über die Geschichte des Bundes und einem andern über die Aufgaben der evangelischen Frau ist nicht unbestritten. Und nach dem Fortissimo der Armeemärsche, die uns die ehemaligen Hoftrompeter bliesen, hatte ich nach dem feinen und innerlichen Vortrag von Pfarrer Lic. Moldaenke aus Berlin über die evangelische Jugend auch kein großes Verlangen. Aber auf andern großen und kleinen evangelischen Jahresversammlungen erlebt man Ähnliches, und so soll den Verantwortlichen kein schwerer Vorwurf daraus gemacht werden, wenngleich in einer Kunststadt wie Dresden solche Mängel nicht so ganz leicht in Kauf genommen werden. Die Beteiligung der Dresdener Bevölkerung war gut, wenn auch nicht überwältigend und doch wohl ziemlich ausschließlich auf Oberschicht und Mittelstand beschränkt. Als recht glücklich erwies sich der Gedanke, 6000 den Kindergottesdienst besuchende Kinder um das Lutherdenkmal zu einer Lutherhuldigung zu sammeln. Für Entspannung war nach all den Feiern und Versammlungen durch eine Dampferfahrt nach Pillnitz und eine nach Meißen, in dessen hochragendem Dom die Schlußandacht stattfand, gut gesorgt. So kam auch das Bedürfnis nach geistigem Austausch und persönlicher Fühlung zu seinem Rechte.

Alles in Allem eine inhaltreiche Tagung, von der wir mit dankbaren Herzen schieden und zugleich mit der Hoffnung, es möchte dem Bunde vergönnt sein, sich durch alle Wirrnisse der Gegenwart hindurch dem Ziele zu nähern, das Direktor Fahrenhorst in die Worte zusammenfaßte: Selbstdarstellung des evangelischen Christentums in seiner reinsten Form.

Weimar Otto Michaelis

*) Am 5. Oktober findet in Erfurt die Vierzigjahrfeier statt.

Neue Böhme-Literatur

Luther und Böhme

Die Hoffnung, daß das Böhmejahr 1924 einen neuen Aufschwung in der Jakob-Böhmeforschung bringen würde, hat nicht getrogen. Nach dem kritischen Überblick, den ich an dieser Stelle (1926, Nr. 5, Sp. 244—247) gegeben habe, und der im Wesentlichen die Erscheinungen des Jubiläumsjahres umfaßte, liegt es mir heute ob, zwei umfangreiche und sehr wertvolle Werke des

Jahres 1925 zu besprechen. Zunächst hat der Quäkerverlag Berlin-Biesdorf sich das Verdienst erworben, ein allerdings schon älteres englisches Buch in deutscher Übersetzung bei uns bekannt zu machen, das 1914 in Amerika erschienen, aber infolge des Krieges in Deutschland wohl so gut wie unbekannt geblieben war: Rufus M. Jones, **Geistige Reformatoren des 16. und 17. Jahrhunderts.** Autorisierte Übersetzung von E. C. Werthenau. Berlin-Biesdorf, Quäkerverlag 1925. 449 S. 8, geb. 10 M.

Obwohl Jones, der verdienstvolle Verfasser der Schriften „The Quakers in the American Colonies" und „Studies in Mystical Religion" sich ein weit umfangreicheres Thema gesetzt hat, steht Jakob Böhme, dem ein Viertel des Buches gewidmet ist, doch im Mittelpunkt des Ganzen; ja, Jones hatte ursprünglich sogar beabsichtigt, nur Böhmes Lehre und ihren Einfluß auf die Quäkerbewegung darzustellen. Aber ihm erweiterte sich der Stoff zu einer ganz neuen Fragestellung: Welches ist der Weg von Luther zu Fox und Penn?

Religion ist Jones in erster Linie „geistige Religion", d. h. das unerschöpflich neu quellende mystische Erleben Gottes. Er findet dies bei Luther mit Recht vornehmlich in der kurzen, aber glänzenden Periode von 1517 bis 1523, die anknüpft an die große Mystik des Mittelalters. „Aber der junge Luther dieser glühenden Ideale (Priesterschaft aller Gläubigen usw.) ist nicht der eigentliche Luther der protestantischen Religion" (S. 11), der vielmehr einem nichtmystischen Typ von Christentum zuneigt. Von diesem Luther geht der „Hauptstrom der Reformation" bis in die Gegenwart aus. Jones, offenbar selbst Quäker und glühender Verehrer der „geistigen Religion", findet da harte Worte: „... (Luther) der Wiederhersteller der alten Lehre, konservativ in Gedanke und Tat, ein Freund der Herrschenden, soweit er konnte ein Hüter des status quo. ... Er war nicht der Erbauer einer neuen Kirche" (S. 19/20). Aber an den „andern" Luther, den jungen Feuerkopf, da schlossen sich die Männer des andern Typs an, deren heroische Seelen Jones in seinem Buche schildert. Es gelingt ihm dabei, einige zu Unrecht vergessene Verfechter dieser „geistigen Religion" neu zu entdecken. So geht denn der Weg über Hans Denck*), den Wiedertäufer, mit seiner Lehre vom inneren Wort, und die mir bislang unbekannten Propheten Bünderlin und Christian Entfelder zu Sebastian Franck und Caspar Schwenckfeld, für den Jones herzliche Worte findet und dessen Lehre er sehr ausführlich darstellt. Es folgen Sebastian Castellio, „ein vergessener Prophet", Coornhert und die Kollegianten in Holland, Valentin Weigel und schließlich Jakob Böhme. Auf dem Wege bis zu den früheren Quäkern ist Böhme die beherrschende Größe. Er ist der Vermittler dieser ganzen, bisher wesentlich auf deutschem Boden gewachsenen mystischen Religiosität hinüber nach England. In einem für uns Deutsche sehr wertvollen Kapitel (S. 265—299) behandelt der Verfasser „Jakob Böhmes Einfluß in England" und zwar von 1644 an bis auf George Fox**). Obwohl bisher noch nicht nachgewiesen ist, daß Fox tatsächlich Böhmes Schriften gelesen hat, so sagt Jones doch, daß Niemand, der beide Schriftsteller sorgfältig studiert, zweifeln kann, daß hier eine Art von unmittelbarem oder mittelbarem Einfluß vorhanden war. Die letzten Kapitel (S. 300—449) behandeln dann sehr eingehend die englischen Vertreter der „geistigen Religion" bis zum Ende des 17. Jahrhunderts.

Was Jones über Böhme sagt, ist nicht ohne Irrtümer. (S. 197: der Geburtsmonat Böhmes ist nicht bekannt, Jones gibt November an. Manche Ereignisse in Böhmes Leben malt Jones etwas stark poetisch aus). Die Darstellung seiner Lehre bringt nichts Neues, ist aber anschaulich und nach Möglichkeit klar. Bei der Vieldeutigkeit im Einzelnen freilich bleibt manche Auffassung des Verfassers problematisch. — Im Ganzen aber ist das Werk für den Böhmeforscher doch von hoher Bedeutung, weil es uns Böhmes gewaltige Bedeutung für die Geschichte der englischen mystischen Religiosität umfassend darlegt und uns Kenntnisse und Zusammenhänge vermittelt, in die einzudringen einem Nicht-Engländer recht schwer wird. Und weiter erscheint mir die gesamte Darstellung der Linie vom jungen Luther über Böhme zu Fox durchaus zwingend. Es wäre freilich zu wünschen gewesen, daß Jones nicht nur einzelne Repräsentanten dieser Richtung nebeneinander gestellt, sondern den überpersönlichen Geist der Epochen, speziell auch der ganzen mystischen Kreise des 16. und 17. Jahrhunderts mit hineinbezogen hätte. Das hat er aber nur für die englische Entwicklung getan, für die deutsche lag ihm das wohl doch zu fern. Jedenfalls aber ist das Jonessche Buch eine sehr wertvolle Bereicherung der Literatur über die neuere Mystik und speziell Böhme.

*) Über Hans Denck vgl. jetzt auch die offenbar von Jones angeregte und ebenfalls vom Quäkerstandpunkte aus geschriebene populäre Arbeit von Adolf Metus Schwindt: **Hans Denck, ein Vorkämpfer undogmatischen Christentums, 1495—1527.** Habertshof, Neuwerkverlag Schlüchtern o. J. [1923]. 109 S. 1.75, geb. 2.50 M.

) Ich weise hierbei noch auf den kurzen Aufsatz von Karl Cloß hin: **Jakob Böhmes Aufnahme in England im „Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen", N. F. Band 48, S. 18—27 und das wertvolle Büchlein von C. F. Spurgeon: **Mysticism in English Literature,** Cambridge 1913, 168 S., das vielfach auch auf Böhme zu sprechen kommt.

Während es Jones darauf ankam, große Entwicklungsreihen darzustellen, geht Heinrich Bornkamm in seinem Werke **„Luther und Böhme"** (Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von Holl-Lietzmann, 2. Bd., Bonn, Marcus u. Weber 1925, 300 S. 11 M.) mit dem ganzen schweren Rüstzeug exaktester Einzelforschung daran, ein einzelnes, sehr wichtiges Problem der Böhmeforschung der Lösung entgegenzuführen. Und doch ist der Titel zu eng und zu bescheiden gewählt. Das schöne Buch enthält in Wirklichkeit weit mehr. Um das Problem zu unterbauen, stellt Bornkamm im ersten Abschnitt (S. 8—74) die spekulativen Grundgedanken Böhmes dar, nicht bloß aus Anderer Forschung referierend, sondern zugleich eine der wichtigsten Fragen behandelnd, nämlich die innere Entwicklung Böhmes, ein Problem, dem die Forschung genau wie bei Aristoteles erst in neuester Zeit wirklich erfolgreich zu Leibe gerückt ist. Obwohl Bornkamm in der hier gebotenen Kürze eine Lösung nicht eindeutig bieten kann, scheint er mir doch in der Dreiteilung (1612, 1618—20, 1620—24) auf dem richtigen Wege zu sein. Im Einzelnen teile ich nicht Bornkamms Auffassung des Theodizeeproblems bei Böhme. Bornkamm scheint mir hier zu theologisch eingestellt zu sein, während vom Gesichtswinkel der Renaissancephilosophie die innere „göttliche" Spannung von gut und böse nicht mehr eine Zerstörung des Gottesgedankens herbeiführen würde, m. a. W.: Die Begriffe „gut" und „böse" sind für Böhme auf der Höhe seines Denkens nicht oder nicht nur moralische Wertungen, sondern kosmische gottgewollte Naturkräfte. Daß Böhme dabei nicht alle Konsequenzen zieht, habe ich in meinen „Beiträgen" (S. 117, Anmerkung 1) dargelegt. Böhme gelingt es durchaus nicht, zwingend die Willensfreiheit daraus abzuleiten, die, wie Bornkamm richtig bemerkt, seine Ethik aufs dringendste von ihm forderte. Der Verfasser deutet das S. 43 ja selbst an. Ich glaube auch, im Gegensatz zu Bornkamm, daß der Fortschritt Böhmes in der Gott-Naturfrage sehr wesentlich ist, und daß wir hier in den Schriften des ausgereiften Systems (1623/24) eine erleuchtete Klarheit (Standpunkt des Panentheismus) finden.

Der zweite Abschnitt behandelt den „Fortschritt gegenüber der deutschen Mystik". Der Fortschritt Böhmes besonders gegenüber Meister Eckehart wird mit Recht gesehen in dem neuen Gottesbegriff und in der Lehre vom Bösen. Als die „Wasserscheide" zwischen beiden Geistesgrößen sieht Bornkamm nun Luther an, und dem Nachweis des seiner Ansicht nach fundamentalen Einflusses Luthers auf Böhmes Denken ist das ganze weitere Buch gewidmet. Ich kann hier leider auf Einzelheiten nicht eingehen, sondern die Frage nur im allgemeinen behandeln. Der Verfasser muß selbst zugeben, daß von einer literarhistorisch faßbaren Beeinflussung durch Luthers Schriften nicht die Rede sein kann — Böhme hat außer der Bibel so gut wie sicher nichts von Luthers Schriften gelesen —; es müssen also die rein ideengeschichtlichen Beziehungen beider Männer klargestellt werden. Hier ist es nun weiter mißlich, daß Luther für die naturphilosophisch gerichtete Theosophie im allgemeinen wenig Verständnis besaß und der Mystik je länger je mehr den Rücken kehrte. Es ist ja zuzugeben, daß gewisse Grundanschauungen Böhmes sich mit Lutherschen Ideen berühren, obwohl Böhme daraus zum Teil (wie etwa in der Frage der Allmacht Gottes) ganz andere Konsequenzen zieht. Aber gerade eine ideengeschichtliche Betrachtung muß uns hier dazu führen, nicht eine Abhängigkeit Böhmes von Luther zu konstruieren, sondern eine Abhängigkeit (unbewußter Art) von einer dritten Größe, und zwar bei Böhme ungleich stärker als bei Luther, wenigstens auf diesem Gebiete. Es ist dies m. E. die neue naturwissenschaftlich gerichtete Philosophie der Renaissance, deren Ideen Bornkamm fast ganz aus dem Bereich seiner Untersuchung läßt, deren Einbeziehung aber wohl zu einer wesentlich anderen Beurteilung der festgestellten Tatsachen geführt hätte. Ich möchte hier nur beispiels- und andeutungsweise auf die große Verwandtschaft Böhmescher Ideen mit der Lehre des Marsilius Ficinus hinweisen, weil sich, wie ich glaube, gerade hier auch der Weg vermutungsweise feststellen läßt, auf dem sie — wohl mündlich — zu Böhme kamen. Der neue potentielle Gottesbegriff, das Verhältnis Gottes zur Physis im weitesten Sinn, Mensch und Natur, Dualismus und Monismus — all das sind Fragen, die seit dem Kusaner bis etwa zu Böhmes Zeitgenossen Bruno und Campanella unaufhörlich in der Renaissancephilosophie debattiert werden. Böhme ist ein neuer Menschentypus gegenüber dem mittelalterlichen Eckehart und dem — mittelalterlichen Luther. Das neue Weltbild, das er aus sich produziert, ist gewachsen in einer neuen Atmosphäre, deren Wesen eben von diesem genannten Faktor wesenhaft bestimmt ist.

Gewiß hat sich der Verfasser ein anderes Thema gewählt, aber das Außerachtlassen der philosophischen Zusammenhänge führte zu einer Überschätzung der theologischen Probleme. Was Böhme mit Luther verbindet, schrumpft zusammen gegenüber der machtvollen Einheit in den Fragestellungen, z. T. auch Antworten, die er mit den Renaissancephilosophen teilt. Es ist also einzig und allein die Blickeinstellung, die ich mit dem Verfasser nicht teilen kann und die ihn wohl dazu verführt hat, gewisse richtig beobachtete Tatsachen unrichtig zu werten oder in ihrem Werte zu überschätzen. Mir erscheint es als eine der wichtigsten Aufgaben der Böhmeforschung (dieser Richtung) überhaupt, das Verhältnis Böhmes zu den großen Philosophen der Renaissance klarzustellen.

Es ist mir leider an dieser Stelle — infolge des beschränkten Raumes — nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen. Auch an der Behandlung der Frage des Dualismus und des Willensproblems ließe sich die Einseitigkeit der Blickeinstellung des Verfassers zeigen. Es bleibt doch bei dem, was auch Hankamer festgestellt hat, daß die innere Entwicklung Jakob Böhmes von der ethischen Einstellung des Luthertums (nicht so Luthers selbst) hingeht zu dem philosophischen Aufbau seines metaphysischen Systems. Wer da der Größere ist, diese Frage ist wohl überhaupt überflüssig. Bornkamm entscheidet sich eben vom sittlichen Standpunkte für Luther, da er die Reinheit der Gottesanschauung (in der Frage des Bösen) strenger gewahrt habe. Wer (wie ich) überhaupt einen Dualismus bei Böhme bestreitet und erkannt hat, wie bei ihm Gut und Böse ewige Ruh' in Gott dem Herrn findet, wird anders urteilen.

Doch genug von dieser grundsätzlichen Verschiedenheit in der Auffassung Jakob Böhmes. Abgesehen von dem ausführlich dargelegten Einwand aber muß das Bornkammsche Buch zu den wertvollsten Erscheinungen der Böhme-Literatur gerechnet werden. Eine beinahe verwirrende Fülle von Material aus der Mystik, Luther, Böhme, Weigel, Schwenckfeld usw. ist um gewisse große Probleme herum vorgelegt, daß jeder Böhmeforscher eine reiche Ernte neuer Erkenntnisse heimholen kann. Jedenfalls hat Bornkamm sich das große Verdienst erworben, für die Frage des Verhältnisses Luthers zu Böhme das Material vorgelegt zu haben, wenn auch die daraus zu ziehenden Folgerungen sich nicht mit den von ihm gezogenen decken werden.

*

Zum Schluß noch eine neue Böhmeauswahl: **Morgenröte,** Jakob Böhme in einer Auswahl ... Herausgegeben von Alfred Wiesenhütter. Quellen-Band 5/6, Eberhard Arnold-Verlag, Sannerz u. Leipzig 1925. 292 S. geb. 8 M. Wiesenhütter schickt der Auswahl eine kurze Einführung (S.10—35) voraus, die von warmer Begeisterung für den philosophus Teutonicus zeugt und fesselnd und verständlich geschrieben ist. Dann folgt die systematisch aufgebaute Auswahl, von der das Gleiche zu sagen ist, wie von den vielen, allzuvielen Böhmeauswahlbänden der letzten Jahre. Sie ist feinsinnig und mit vorzüglicher Kenntnis der Schriften getroffen, aber ich glaube nicht, daß eine so dringende Sehnsucht nach diesen Bändchen vorliegt. Wen es innerlich zu Böhme zieht, der wird zu den unverkürzten Schriften des Meisters greifen. Und da Böhmes Wirkung seit je nur in die Tiefe, nie in die Breite ging, so fürchte ich, daß die Zahl der Neophyten, die durch diese Auswahlen gewonnen werden, auch nicht sehr groß sein wird. Das Wiesenhüttersche Büchlein ist, was ich nicht verschweigen möchte, sehr geschmackvoll ausgestattet.

Görlitz Felix Voigt

Die neue Türkei

Der Freiheitskampf der Türkei unter Mustapha Kemal hat die Bewunderung der europäischen Welt erregt. Während die anderen im Weltkrieg besiegten Völker das Diktat der Sieger annehmen mußten, ist es den Türken gelungen, nicht bloß einen Teil der ihnen im Vertrage von Sèvres abgesprochenen Gebiete wieder zu erlangen, sondern als gleichberechtigte Partner in Lausanne einen Vertrag zu schließen, der ihnen Freiheit und Selbständigkeit gewährleistet. Vor allem in Deutschland schaut man mit Neid auf diese Vorgänge, die zur Nacheiferung zu reizen scheinen. Man vergißt dabei, daß es sich um ein kleines Volk von kaum mehr als fünf Millionen handelt, daß die weite Entfernung von der europäischen Basis und die Natur des Landes den Widerstand unendlich erleichterten und daß die kaufmännisch rechnenden Großmächte nur soviel an die Kosten eines Krieges wenden, als sie dadurch Vorteile zu erlangen hoffen: Englands Interesse hört bei den Ölquellen von Mossul auf, die es sich ja auch zu wahren gewußt hat. Alles das sind Umstände, die bei Deutschland völlig anders liegen, so daß das türkische Beispiel für uns in keiner Weise zutrifft.

Immerhin ist das Interesse an den türkischen Ereignissen wohl verständlich. Die vor dem Krieg durch den Plan der Bagdadbahn, während des Krieges durch die türkische Waffenbrüderschaft hervorgerufene Türkenfreundschaft findet durch den gepriesenen Heldenkampf der Türken neue Nahrung. Einer der vornehmsten Verkünder dieser Freundschaft ist Karl Klinghardt, der auch in der Christlichen Welt mehrfach zu diesem Thema das Wort ergriffen hat. Er hat zwei Bücher geschrieben, die aus genauer Kenntnis von Land und Volk heraus verfaßt sind und vortrefflich orientieren. **Angora—Konstantinopel, Ringende Gewalten** (Frankfurter Societätsdruckerei 1924, 265 S.), mit Bildern und Karten trefflich ausgestattet*) ist eine Propagandaschrift für das Werk von Mustapha Kemal; **Türkün Jordu, der Türken Heimatland,** eine geographisch-politische Landesschilderung (Friederichsen & Co., Hamburg 1925, 177 S.) mit Karte**) beschreibt die einzelnen Provinzen des Reiches unter besonderer Berücksichtigung der kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Klinghardt verfügt über eine ausgezeichnete Feder, seine Bücher sind fesselnd in gewählter Sprache geschrieben und verfehlen des Eindrucks auf die Leser nicht.

Der Grundton von Klinghardts Ausführungen ist, daß die Türkei eine neue kulturelle Entwicklung nimmt, die Großes erhoffen läßt. Er beschränkt sich nicht darauf, den jetzigen Herrscher der Türkei zu preisen, sondern er entdeckt auch im türkischen Volke gewaltige neue Kräfte. Da aber machen wir unsere Fragezeichen. Wer die Entwicklung der Türkei in den beiden letzten Jahrzehnten aufmerksam verfolgt hat, hört hier nur die Wiederholung einer alten Melodie. Das alles hat man ja schon von der jungtürkischen Revolution erhofft; Ernst Jäckh hat uns die türkischen Vorzüge in der gleichen Weise angepriesen. Damals waren Enver und Talaat die großen Männer: ihr Stern ist verblichen. Die Jungtürken haben zwar prachtvolle Reden geführt, eine Reihe von Kommissionen eingesetzt, ausgezeichnete Programme verfaßt, aber es war alles leerer Schein. Genau dasselbe ereignet sich jetzt unter anderem Namen. Es heißt nicht mehr „Komitee für Einigkeit und Fortschritt", sondern „Türkische Volkspartei", aber die Sache ist dieselbe. Klinghardt will im türkischen Parlament eine Reihe von Persönlichkeiten von großem Ausmaß gefunden haben: wir können nicht glauben, daß sie auf einmal aus der Erde gestampft werden können. Die Bewunderung der türkischen Erfolge verleitet Klinghardt sogar dazu, von der „alten türkischen Energie" zu sprechen: bisher war davon nur das Gegenteil zu merken. Ebenso unwahrscheinlich ist, daß plötzlich in der Türkei die kommerziellen und technischen Talente aus dem Boden wachsen, die den Aufbau des Landes aus eigner Kraft ermöglichen. Bisher leisteten das die Christen, die die jetzige Regierung fast restlos vertrieben hat. Der Verfasser meint, daß die Türken sich deshalb auf diesen Gebieten nicht hätten betätigen können, weil die fremden Geschäfte grundsätzlich nur Christen angestellt hätten. Es war den Türken doch aber unbenommen, eigne Geschäfte zu gründen, die Ausländer hatten vielmehr erhebliche Schwierigkeiten und Schikanen zu überwinden. Die Ausländer hätten gewiß gern Türken angestellt, was für sie in vieler Hinsicht vorteilhaft gewesen wäre; aber für alle Berufe, die irgendwie Intelligenz und Geschicklichkeit erforderten, waren eben fast nur Griechen und Armenier tauglich. Bei dem Bau des Amanus-Tunnels hat man die armenischen Arbeiter noch so lange leben lassen, bis der Tunnel vollendet war, während ihre Landsleute schon vorher alle beseitigt waren, und sie erst nachher massakriert. Auch die türkischen Bauten, die die Bewunderung des Verfassers erregen, sind zum großen Teil nicht von Türken erbaut worden. Man hat ja mit großem Eifer Türken in höhere Schulen geschickt. Aber welche Erfahrungen hat man mit ihnen gemacht! Wenn einmal ein Türke etwas leistete, dann war er in der Regel von albanischer oder arabischer Abstammung. Die Türken sind brave Bauern und tapfere Kriegsleute, aber weiter nichts. Wenn die Türkei jetzt glaubt, aus eigener Kraft ihr Land aufbauen zu können, so ist das nichts weiter wie nationalistischer Dünkel. Es ist kaum denkbar, daß ausländisches Geld, ohne das die Türkei nicht bestehen kann, zu den jetzigen erschwerten Bedingungen in erheblichem Umfang in die Türkei fließen wird.

Der Hauptgrund aber, warum wir an die hier behauptete Erneuerung der Türkei nicht glauben können, liegt tiefer. Es handelt sich um Zivilisation, nicht um Kultur, um eine Zivilisation im Gegensatz und unter fast völliger Aufhebung der alten Kulturgrundlage. Wer gebildete Türken kennt, weiß, daß sie entwurzelte Menschen sind. Der moderne Türke hat sich den französischen Zivilisationsschliff angeeignet und ist los von der väterlichen Religion. Die Jungtürken hatten wenigstens ein Verständnis dafür, daß das Volk Religion braucht: sie wahrten den Schein religiöser Betätigung, so daß Jäckh von den „frommen Jungtürken" sprechen konnte. Mustapha Kemal hat die ganze religiöse Grundlage des Staates aufgehoben. Das Kalifat und die religiösen Orden sind beseitigt, die geistliche durch die weltliche Gerichtsbarkeit ersetzt, wodurch die einschneidendsten Veränderungen des täglichen Lebens hervorgerufen werden, die Kirchengüter sind säkularisiert. Es ist eine Kopie des französischen Vorbildes. Glaubt man denn, daß in einem islamischen Lande sich die Trennungsgesetze leichter durchführen lassen als in dem freigeistigen Frankreich? Wenn in der Türkei der Widerspruch dagegen sich nicht noch stärker nach außen gezeigt hat, so ist neben dem Kismet des Mohammedaners die Diktatur maßgebend, die trotz des parlamentarischen Scheins in Wirklichkeit herrscht. Mit welchen drakonischen Mitteln der Widerspruch gegen die neuen Verordnungen niedergekämpft werden mußte, zeigen die Todesurteile über Fes-Träger: der Fes hat für den Türken eine religiöse Bedeutung. Die neue Türkei steht auf zwei Augen, auf den Augen des Diktators, der für seine Person sich so weit von der väterlichen Sitte entfernt hat, daß die vom Koran gebotene Abstinenz vom Alkohol von ihm in keiner Weise mehr befolgt wird.

Es ist Zivilisation, keine Kultur, die der neuen Türkei ihr Gepräge gibt. Grattez le turc et vous trouverez le barbare. Klinghardt glaubt an die türkische Kultur, ja er will hier eine Zusammenfassung von drei Kulturen bemerken, während überall die Barbarei herausschaut. Es ist bezeichnend, daß der Verfasser bei der Beurteilung des türkischen Verfahrens gegen Griechen und Armenier einen ganz einseitigen pro-türkischen Standpunkt einnimmt, obwohl die armenischen Ereignisse durch die Lepsiussche Sammlung diplomatischer Aktenstücke doch völlig klargestellt sind.

*) Geb. 12.50 M. **) 6.50, geb. 8 M.

Klinghardt sieht überall nur türkische Rache für armenische Empörung, während Lepsius nachgewiesen hat, daß die wenigen armenischen Kämpfe nur Abwehrmaßnahmen waren, die noch dazu in gar keinem Verhältnis zu den furchtbaren Massakers standen. Und wie will er das Grausamste, die Aufreibung eines Volkes durch zweckloses Umhertreiben in der Wüste rechtfertigen? Auch die Nestorianer sind nach Klinghardt nur „abgewandert". Smyrna ist von armenischen Brandkommandos angesteckt, während doch gerade die armenischen und griechischen Viertel verbrannt sind. Das Urteil der Geschichte ist eine Verurteilung der türkischen „Kultur". In etwas scheint doch der Glaube Klinghardts durch die letzten Bluturteile von Angora erschüttert worden zu sein, durch die die Führer der jungtürkischen Partei zum Galgen verurteilt worden sind: Männer von solchen Verdiensten wie Djavid und Nasim durch ein Volksgericht, bei dem es keinen Verteidiger und keine Berufung gibt, trotzdem sie bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld beteuert haben.

Die Türkei wird an einer Stelle mit Japan verglichen. Die Staaten des fernen Ostens haben anfänglich geglaubt, die westliche Zivilisation ohne die Religion des Westens übernehmen zu können. Sie haben diesen Irrtum eingesehen und dem Christentum die Tore weit geöffnet. Die Türkei hat ihre christlichen Untertanen ausgetrieben und die christlichen Schulen und Liebeswerke geschlossen. Sie will die Religion durch den Nationalismus ersetzen, der noch dazu in der Türkei bisher ein fremdes Gebilde war. Die tiefen Wurzeln einer Kultur sind immer religiöse. Es wird sich zeigen, daß ein wurzelloser Staat so wenig gedeihen kann wie ein wurzelloser Baum.

Jeßnitz Ewald Stier

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die Folgen des Geburtenrückgangs in Frankreich — Außenpolitische und sozialpolitische Wandlungen? — Der englische Bergarbeiterstreik — Nochmals die Löhne der Landarbeiter

Der letzte Bericht wurde geschlossen mit dem Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Arbeitslosen- und Bevölkerungsproblem. So sehr uns die Not der Arbeitslosigkeit heute trifft, so taucht doch angesichts des starken Rückgangs der Geburtenziffer und der Aussicht auf den Ausfall von neu zugehenden Arbeitskräften in den Jahren 1930—1933 seltsamerweise die Sorge auf, daß wir bei gleichbleibender Verminderungstendenz in absehbarer Zeit nicht mehr über genügende Arbeitskräfte verfügen, um unserer volkswirtschaftlichen Aufgaben Herr zu werden. So stehen Not der Gegenwart und Sorge vor der Zukunft in einem seltsamen Kontrast, sehr lehrreich für den schnellen Wandel der Wirtschaftslagen und eine Warnung vor der Verabsolutierung der Wirtschaftsaufgaben, die sich in Wirklichkeit je nach dem Wechsel der Situation ebenso schnell verändern.

Wohin die deutsche Entwicklung der Bevölkerungsziffer steuern kann, zeigt das Beispiel Frankreichs. Zwar wirken sich derartige Einzelerscheinungen in den verschiedenen Ländern verschieden aus, und man kann nie mit absoluter Sicherheit sagen, wie die Dinge kommen: trotzdem müssen andere Länder studiert und aus deren Zuständen die entsprechenden Lehren gezogen werden. Wie in allen Ländern, wo eine Industrie von erheblicher Bedeutung einer Landwirtschaft von erheblicher Bedeutung gegenübersteht, beobachtet man eine vom Lande zur Stadt strömende Bevölkerungsbewegung. Die mannigfaltige Verdienstmöglichkeit, bessere Löhne, Gelegenheit zum Vorwärtskommen und Aufstieg der Generationen, die instinktiv gefühlt wird, die Möglichkeit der Teilnahme an intensiver sprudelndem Leben, aber auch an den vielen Vergnügungen — das alles umkleidet die Stadt als Industriezentrum mit einem lockenden Schimmer. Es ist nicht schwer, Landbevölkerung in die Stadt, aber für größere Mengen bis jetzt unmöglich, Stadtbevölkerung auf das Land zu verpflanzen. Und so macht sich in der Regel, wie in Frankreich, der Bevölkerungsmangel zuerst auf dem Lande bemerkbar. Wenn einmal dort der Geburtenrückgang einsetzt, so kann er von der Stadt her durch Zuwanderung nicht aufgewogen werden, wie das Umgekehrte dauernd der Fall ist. So hat in Frankreich vor allem in den Südwestbezirken die Landbevölkerung zwischen 1872 und 1921 eine Verminderung von über 25 % erfahren. Das hat schwerwiegende Folgen für die Ernährung mit einheimischen Produkten gehabt. Die Anbaufläche ist dauernd kleiner geworden. Im Jahre 1870 wurden noch etwa 7 Millionen Hektar mit Getreide bepflanzt, 1923 trotz des Zugangs von Elsaß-Lothringen nur mehr 5,2 Mill. Hektar. Das Brachland stieg von 3,7 Mill. Hektar im Jahre 1913 auf 4,7 Mill. Hektar 1923. Dieser Umstand wirkte folgendermaßen auf die Einfuhr: In den Jahren 1850—1870 war Frankreich noch Getreideexportland; vor dem Weltkrieg mußten etwa 2300 Ztr., nach dem Kriege 15,6 Mill. Ztr. und 1924 gar 20 Mill. Ztr. Getreide jährlich zwecks Ernährung der Bevölkerung eingeführt werden. Inwieweit dabei das erhöhte Bedürfnis nach Weißbrot, an das sich immer breitere Schichten gewöhnten, mitwirkte, ist im einzelnen nicht zu sagen; die Hauptursache aber ist unbestritten der Geburten- und damit Arbeitermangel in den Landbezirken. Eine weitere Folge davon ist die Entwertung des landwirtschaftlichen Besitzes und damit des Volksvermögens. Ein stattliches Gehöft im besten Teil des Garonnetals, das 1876 für 408 000 Franken erworben worden war, galt 1905 nur mehr 105 000 Franken. Im allgemeinen schwankt die Bodenentwertung in den einzelnen Departements in den Jahren 1879 und 1908 zwischen 40 und 62 %. Das ist ein Beispiel starker wirtschaftlicher Verarmung infolge des Mangels an Arbeitskräften, der wieder eine Folge des Mangels an Geburten ist.

Diese Tatsache wirkt sich aber auch für die Industrie aus. Kinderarmut herrscht auch in den Arbeiterkreisen, sie sind nicht imstande, den Bedarf an Nachwuchs zu decken, der Zuzug vom Lande ist spärlich, und so kommt auch sie in Schwierigkeiten. (Vgl. Hans Harmsen: Der Geburtenrückgang und seine sozialen Auswirkungen. Soz. Praxis 1926 Nr. 29.) So wäre der Bergbau gar nicht in der Lage, seine Förderungsmöglichkeiten auszunützen, wenn nicht in starkem Maße fremde Arbeiter herangezogen würden. Man zählt rund unter den 300 000 Bergarbeitern Frankreichs 100 000 ausländische Arbeiter. Damit meldet sich das andere Problem als Folge des Geburtenmangels: die Überfremdung. Zwar ziehen die bestzahlenden Industrien die französischen Arbeiter an sich, wie z. B. die Automobilindustrie; dafür ist der Mangel in andern um so größer, vor allem in der Textilindustrie. Diese ist neben den Bergwerken nach ihrer Zerstörung im Kriege auf das glänzendste modernisiert und vermehrt. Was die Maschinenzahl (Garnspulen und Webstühle) betrifft, ist sie für Baumwollverarbeitung die drittgrößte, für Wollverarbeitung die zweitgrößte (nach England) der Welt. Sie ist aber zur Zeit nicht in der Lage, ihre Anlagen voll auszunützen. Teils wegen Schwierigkeiten, die aus der Währungslage folgen (der Rohstoff-Einkauf ist teuer), hauptsächlich aber aus Arbeitermangel. Ein Viertel bis zu einem Fünftel der Spinnereien ist außer Betrieb. Es werden bereits Studienkommissionen nach Oberitalien geschickt, um die Möglichkeit einer teilweisen Übersiedelung nach dort, wo genügend brauchbare Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, zu untersuchen.

Vor allem aber werden fremde Arbeiter auf das Land gezogen. Und da sind es hauptsächlich Italiener, die zuwandern, teils als Saisonarbeiter, teils dauernd mit Familien. Letzteres geschieht in jene entvölkerten Landbezirke des Südwestens, wo sie den Landbau in Halbpacht betreiben und sich besser nähren als in Italien. Im Jahre 1924 sind im Ganzen 175 170 Arbeiter in die Industrie und 64 195 in die Landwirtschaft zugewandert, darunter etwa 97 000 Italiener, 35 000 Belgier und 38 000 Polen. Im Jahre 1923 stand Frankreich mit 262 677 Zugewanderten an der Spitze der europäischen Nationen; nach Deutschland kamen im selben Jahre nur 19 735 Ausländer als Zuwanderer. Diese Zahlen betreffen nur die Arbeiter selbst, nicht deren Familien, die vielfach auch noch mitkommen. Die Zahl der in Frankreich ansässigen Ausländer wird mit 2 845 000 angegeben, darunter als die am meisten vertretene Nation Italien mit 807 695, dann folgen die Spanier mit 467 156, dann die Belgier mit 460 352 und die Polen mit 310 265 Köpfen. Deutsche sind es 64 597. Im Verhältnis zum Ganzen der Bevölkerungszahl von 40 Millionen kommt auf etwa 13 Franzosen ein Ausländer. Dabei ist die Industrie und Landwirtschaft noch nicht mit Arbeitskräften gesättigt. Von der Textilindustrie wurde schon gesprochen, aber auch der Kohlenbergbau braucht zur vollen Ausnützung seiner Anlagen noch 60 000 Mann.

Das ist das Bild der Wirtschaft eines entvölkerten Landes. Wie gesagt, so kann es werden, wenn in Deutschland der Geburtenrückgang weitere und stetige Fortschritte macht. Die Landwirtschaft sieht bereits ihre Arbeiternöte für 1930 voraus; denn sie wird den Mangel in erster Linie spüren; aber auch die Industrie bereitet sich durch Errichtung von Fachschulen vor, um die nötige Zahl an Facharbeitern zu erhalten; denn auch daran wird zuerst sich der Mangel bemerkbar machen. Diese Dinge sind in vieler Hinsicht lehrreich und bei Erörterung der sozialen Probleme heranzuziehen. In Frankreich und Deutschland bemerken wir zur Zeit entgegengesetzte Tendenzen. Dort scheint die Entvölkerung ihren Tiefstand erreicht zu haben und ist im Begriff, wieder zu steigen, hier hat sie die Tendenz zu fallen. Die Wage geht auf und nieder. — Auch ein seltsamer Gedanke kommt einem beim Vergleich beider Länder. Frankreich hat Mangel an Arbeitskräften, Deutschland weiß nicht, wohin damit. Was liegt näher, als zu sagen: Nun gut, schicken wir die 35 000 feiernden Ruhrbergleute nach dem Departement Nord und Pas de Calais und einen Teil der deutschen Kurzarbeiter in die Textilindustrie nach Roubaix und Tourcoing! Dann ist beiden Teilen geholfen. Aber diesem Gedanken stehen in der Wirklichkeit soviel Hindernisse im Wege, daß er absurd annutet. Es sind z. T. wirtschaftliche Hindernisse, vor allem die ungesunde Valutadifferenz, aber auch solche rein ideeller Art. Das wäre erst dann möglich, wenn Frankreich und Deutschland ein Wirtschaftsgebiet wären und keine national-kapitalistische Eifersucht zwischen den beiden Ländern herrschte.

Damit sind wir beim Problem Deutschland—Frankreich angelangt. Es gibt heute in Deutschland frankophile und anglophile Wirtschaftspolitiker, die sich gegenseitig befehden. In Wirklichkeit kann man beides sein, ohne eines davon bekämpfen zu müssen. Jedenfalls bestehen von Natur zwischen Frankreich und Deutschland starke wirtschaftliche Bande. Das Erzbecken von Brie und die Kohlenflötze der Ruhr sehnen sich nacheinander wie die beiden Königskinder im Märchen, nur daß zwischen beiden nicht ein tiefes Wasser, sondern eine mit Argwohn gehütete Landesgrenze liegt. Interessant ist, wie diese gegenseitige Sehnsucht Ausdruck fand

und wir heute in einem Wandel dieses Ausdrucks stehen. Bis jetzt suchten beide Seiten den Weg zueinander mit den Mitteln des nationalen Imperialismus, das führte zuletzt neben andern Gründen zum greulichen Männermorden in einem Weltkrieg. Heute werden Wege der privaten, internationalen Verständigung der nationalen Industrien beschritten; das Schienenkartell ist schon perfekt (s. Sp. 715); um ein umfassendes Eisenkartell schweben aussichtsreiche Verhandlungen, über deren Ergebnisse bald zu berichten sein wird. Das ist Interessen-Internationalismus, der einsieht, auf dem Wege der Gewalt nichts erreicht zu haben. Er ist weit entfernt, schon ideell-brüderliche Verständigung mit einer andern Nation zu sein, aber er ebnet den Weg zu ihr. Interessen sind ein starkes Fundament für ideelle Beziehungen: es ist nun einmal so in der Welt, daß der Geist, auch der sittliche Geist in der Materie als notwendige Grundlage verwurzelt ist. Darum freuen wir uns, daß hier sich eine solche Grundlage langsam konsolidiert, wir hoffen, nicht nur zum politischen, sondern auch zum wirtschaftlichen Segen der beiden Völker, wenn wir auch alle Ursache haben, gegenüber solcher kapitalistischen Friedenspolitik unser Konsumenten-Mißtrauen nicht einschlafen zu lassen.

An dieser Stelle kann ich nicht die Bemerkung verschweigen, daß das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland sich nach einem Jahrtausend alten Haß und Mißtrauen zu wandeln beginnt. Auch da als Folge ganz materieller und konkreter Gegebenheiten, die, wie gesagt, da sein müssen, damit das geistige Verstehen gedeihen kann. Ich weiß nicht, wie viele Deutsche und Franzosen, vor allem der „gebildeten" Schichten, es begriffen haben, welch ein großer geschichtlicher Augenblick es war, daß der französische Außenminister zu einer das deutsche Volk vertretenden Delegation in einem hochfeierlichen Augenblick vor den Augen der ganzen Welt sagen konnte: Finie la guèrre entre nous! Das, nachdem seit Jahrhunderten soviel Gift und Haß hin- und hergespritzt, soviel Blut vergossen war und die Gräber von Millionen einst blühender, kräftiger Menschen zwischen uns liegen! Daß er das gesagt hat unter einem Ministerpräsidenten wie Poincaré und es zu sagen wagen konnte trotz starker Opposition im eigenen Lande! Er mußte sich als alter Politiker der Tragweite seiner Worte bewußt sein und wissen, daß er sie auch vor den Vertretern seiner Nation verantworten konnte. Nein — das war ein großer, geschichtlicher Augenblick von ungeheurer Tragweite für die zukünftige Entwicklung beider Völker. Zwar wäre es uns unter den bestehenden Lasten schlecht angestanden, die Glocken der Kirchen läuten zu lassen; denn Genf ist für Deutschland erst ein, wenn auch großartiger und vielversprechender *Anfang*, das hindert aber nicht, daß der die geschichtliche Lage mit Einsicht überschauende allmählich erkennt, wie die Millionen von Toten weder für ein großes Deutschland, noch für ein großes Frankreich, sondern für eine neue Epoche der Geschichte: für den europäischen Frieden gestorben sind, in dem neben andern Nationen *beide* groß sein sollen. In Genf erhielt das Sinnlose: der Tod der Millionen Kämpfer hüben und drüben einen Sinn, den sie selbst nicht wußten — das ist schwerste Tragik der Heterogonie der Zwecke, wie sie so oft in diesem Dasein regiert.

Von Wandlungen zeugte auch die Mitgliederversammlung des *Reichsverbandes der deutschen Industrie* vom 3. u. 4. Sept. in Dresden. Vor allem stand die Rede des Generaldirektors *Silverberg* im Mittelpunkt des Interesses und wird immer noch aufgeregt diskutiert. Sie enthielt die Anerkennung der Republik als gegebener Staatsform, an der das Unternehmertum mitarbeiten wolle, nicht aber allein das: sie wolle daran mitarbeiten im Bunde mit der sozialistischen Arbeiterschaft. Legiens und Friedrich Eberts Verdienste wurden warm anerkannt, Fehler der Unternehmer gegenüber der Arbeiterschaft zugegeben. „Die Einstellung des Unternehmertums zur Arbeiterschaft und ihren Organisationen ist nicht immer glücklich gewesen." „Es ist unverkennbar, daß die überwiegende Mehrheit der Arbeiterschaft in der Sozialdemokratie, eine Minderheit in der Zentrumspartei ihre politische Vertretung findet." Darum kann nicht ohne die Arbeiterschaft, d. h. ohne die Sozialdemokratie regiert werden, sie muß die Gesamtverantwortung für die Regierung mittragen. — Das ist deutlich ein Wandel der Einstellung („Gesinnungswandel" wäre zu viel gesagt) des Unternehmertums; denn Silverberg gab nicht Privatmeinungen, sondern die Auffassung des Vorstandes des Reichsverbands wieder, der allerdings der ausgesprochen deutsch-nationale Teil der Unternehmer Opposition macht. Dieser Wandel hängt zusammen mit der oben gezeichneten Umstellung, wonach die nun einmal notwendige internationale Verflechtung der Wirtschaft nicht mehr auf dem Wege des Imperialismus, sondern auf dem der Verständigung erreicht werden kann. Dazu ist ein starkes, republikanisches, sachliches und verständigungsbereites Deutschland nötig; nur ein solches kann die Basis ruhiger wirtschaftlicher Entwicklung sein, vor allem: nur ein solches erhält vom Ausland Kredite. Und parlamentarisch scheint diese feste Basis nur möglich auf dem Boden der „großen Koalition". Silverbergs Rede ist ein auf wirtschaftlichen Erwägungen beruhender Schritt der großen Koalition entgegen, hat also keine wesentliche sozialpolitische Bedeutung. Im Gegenteil: die im November 1918 unter dem Druck der Revolution geschlossene Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die bald wieder in die Brüche ging, wieder aufleben zu lassen, denkt Niemand auf beiden Seiten. Im selben Atem hatte Silverberg Ausfälle gegen den sozialen Fürsorgestaat gemacht. Die Kämpfe um Loha und Arbeitszeit werden bleiben; sie sind ein notwendiger Bestandteil des kapitalistischen Systems, das einen Wirtschaftsfrieden zwischen Kapital und Arbeit nicht kennen kann. In sozialistischen Kreisen nimmt man die Botschaft Silverbergs ernst, aber mit Vorsicht auf und weist vor allem auf den Widerspruch zwischen dem sozialpolitischen Verhalten der Unternehmer und ihrem Versöhnungsversuch hin. Letzterer sei zwecklos, wenn weiterhin Lohnabbau und Arbeitszeitverlängerung betrieben, „gelbe" Gewerkschaften finanziert und „Werkgemeinschaften" organisiert werden. So die Gewerkschaftszeitung Nr. 37. Politik und Sozialpolitik sind hier einmal nicht zu trennen; denn der Arbeiter treibt Politik, um seine Lebenslage zu bessern, ebenso der Unternehmer, um seine Privatwirtschaft rentabel zu halten. Darum wird der Wunsch der Unternehmer nach der großen Koalition innerhalb eines kapitalistischen Deutschland höchstens für kurze, besonders günstige Situationen Erfüllung finden, als feste Dauergrundlage aber unmöglich sein. Das liegt im Wesen der Sache. Und es ist mir gar nicht sicher, ob nicht das Mehrheits-Elend im Reichstag entweder zurück zur Rechtsdiktatur oder vorwärts zur sozialistischen Republik treibt. Letzteres scheint mir wahrscheinlicher; vorläufig aber müssen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch politisch vertragen und innerhalb der kapitalistischen Republik um die Gestaltung der Sozialpolitik kämpfen. Ideal ist das nicht, aber heute nicht zu ändern. — Eine wichtige Lehre sollten gewisse kirchliche Kreise aus den Feststellungen Dr. Silverbergs ziehen, die übrigens jedem Einsichtigen längst klar ist, nämlich daß die überwiegende Masse der deutschen, besonders der evangelischen Arbeiterschaft in der Sozialdemokratie politisch ihre Heimat hat und nicht im Entferntesten gewillt ist, sie aufzugeben. Es hat also gar keinen Sinn und ist verschwendete Liebesmühe, durch kirchliche Vereinsbildung und Hinweis auf die Christlichen Gewerkschaften, wo die evangelischen Arbeiter übrigens gegenüber den katholischen in der Minderheit sind und bleiben werden, sie ihrer Partei abspenstig machen zu wollen. Auch gehört die weitaus überwiegende Zahl der sozialistischen Arbeiter zur Kirche. Es ist dringend geboten, daß Kirchenregierungen und Gemeindepfarrer dieser Tatsache Rechnung tragen, dadurch vor allem, daß sie sich hüten, sozialistische Pfarrer nebenhinaus zu drücken oder gar wegen irgendeiner abweichenden Meinungsäußerung (Reichspräsidentenwahl, Fürstenenteignung) zu verfolgen. Eine Kirchenregierung hat es angesichts dieser Situation nicht leicht, der Gemeindepfarrer noch weniger; seien sie doch vor allem dankbar, wenn sich Pfarrer finden, die durch ihre Parteizugehörigkeit beweisen, daß das kirchliche Christentum eben keine deutschnationale Organisation ist.

Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit tobt sich jetzt immer noch *im englischen Bergarbeiterstreik* aus. Es ist den Lesern bis zu dem Tage, wo ich schreibe, noch keine Spur von Verständigungsmöglichkeit zu melden. Die Sache ist nun in der Tat so, wie im letzten Bericht vermutet: die Grubenbesitzer wollen die Streikenden kurz und klein kriegen und ihre ihnen so gefährliche nationale Organisation zerstören. Ein lehrreiches Beispiel von der Hartnäckigkeit des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft, wie sie jederzeit in jedem Lande aufbrechen kann. Den Arbeitern steht die Not am Halse; sie sind so weit ihren Gegnern entgegengekommen, daß sie in eine Verminderung der Löhne willigen, ihre Stellung zur Arbeitszeit ist unklar, aber sie sehen sogar innerhalb des Rahmens eines Nationalabkommens die Möglichkeit besonderer distriktweiser Veränderungen vor. Churchill hat daraufhin die Arbeitgeber zu einer Besprechung eingeladen; aber diese haben abgelehnt mit der Bekundung, überhaupt nicht mehr über ein nationales Abkommen zu verhandeln. Jeder Distrikt wolle lokale Lohn- und Arbeitszeitverhandlungen je nach seinem Bedarf einleiten. Die nationale Verbindung der Bergarbeiter verknüpfe die Industrie mit der Politik, sei gefährlich für den Frieden und den Besitz der Kohlenindustrie und bedeute eine Bedrohung der Gesamtheit. Kurz: die über das ganze Land hin einheitlich organisierten Gewerkschaften seien zu mächtig; benützen wir daher ihre jetzige Notlage, sie gänzlich zu zerschlagen. Daraufhin richteten die Führer der Bergarbeiter an diese einen Aufruf, den Streik mit aller Hartnäckigkeit fortzusetzen; denn es geht ums Ganze. Die am 10. September in London tagende Internationale der Bergarbeiter, an der amerikanische, französische und deutsche Delegierte teilnahmen, vereinbarten, daß es jedem Lande überlassen sein sollte, in eine internationale Streikaktion einzutreten, wenn bis zum 30. September der Kohlenkonflikt nicht beigelegt ist. Wird der Streik nun auf die übrigen Länder übergreifen? Ich glaube nicht. Baldwin ist nach England von seinem Erholungsurlaub zurückgekommen. Wird er auf die Grubenbesitzer einen Druck ausüben, daß sie einen Rest der nationalen Einheit der Bergarbeiterorganisation bestehen lassen, und den Streik noch vor dem 30. September beilegen? Auch dann hätte er mit einem nahezu völligen Siege der Unternehmer geendet, nicht ohne Schuld der Arbeiter selbst, die hätten wissen müssen, daß man innerhalb des kapitalistischen Systems nicht *alle* Forderungen durchsetzen kann, weil der Arbeiter trotz seiner gewerkschaftlichen Organisation gegenüber dem Kapital der schwächere Teil ist und nur durch Klugheit, aber nicht durch Radikalität sich behaupten kann.

Zum Schluß muß ich zurückkommen auf die Mitteilung Sp. 712, wo ich die schlechte Entlohnung der *Landarbeiter* schilderte.

Man hat die Richtigkeit der Angaben bezweifelt, andere ihnen gegenübergestellt, ja durchblicken lassen, womit man ja immer schnell bei der Hand ist, diese Angaben beruhten auf dem Bedürfnis des Landarbeiter-Verbandes nach politischer Hetze. Durch Rückfrage habe ich festgestellt, daß der Landarbeiter-Verband durchaus für die Richtigkeit der Angaben eintritt, sie seien den geltenden Tarifen entnommen. Ich meinerseits sehe keine Veranlassung, sie zu bezweifeln. Allerdings ist dabei festzuhalten, daß diese Berichte aus technischen Gründen immer ziemlich spät in der CW im Druck erscheinen können, daß vorher die Feststellungen selbst einige Zeit beanspruchen, und dann noch Zeit vergeht, bis sie Verbreitung finden. Die Angaben beziehen sich auf die Zeit von Mitte Februar, die Knechts- und Mägdelöhne und das Einkommen der Deputantenfamilie auf die am schlechtesten zahlende Provinz Ostpreußen, auch diese für Mitte Februar. Die Angaben entstammen also den Wintertarifen, die mit den Sommertarifen verglichen natürlich nicht stimmen konnten. Ich teile einige Zahlen aus den mir zugegangenen Nachrichten der Sommertarife mit. Danach verdient in Schlesien ein Knecht (immer bei freier Station und voller Verpflegung) monatlich im Alter zwischen 18 und 20 Jahren 22.50 bis 25 M, die Magd im selben Alter 21.25 bis 23.75 M; in Schleswig-Holstein Knecht über 18 Jahre monatlich 60—80 M; in Mittelpommern derselbe 30—35 M; Hannover derselbe 40—50 M; Westfalen derselbe mindestens 50 M; Ostpreußen derselbe 30—35 M; die Mägde überall etwas weniger. Diese Zahlen stammen aus privaten Nachrichten, die dem „Evangelischen Deutschland" (1926 Nr. 37) zugingen. Welchen Stundenlohn ansässige Deputanten erhalten, darüber konnte ich nichts erfahren, aber er scheint nach zufälligen eigenen Beobachtungen auch im Sommer sehr gering zu sein. Obwohl im Vergleich zu den Löhnen der Industriearbeiter auch die Sommerlöhne der landwirtschaftlichen Arbeiter niedrig genug sind trotz Einrechnung von Landbenutzung usw., sind sie im Winter noch niedriger. Wenn man sich aus meinen Angaben das Bild von Not in diesen Arbeiterschichten gemacht hat, so ist das durchaus richtig. Da gibt es zum mindesten keinerlei Aufstiegsmöglichkeiten. Wollen wir doch die Augen davor nicht verschließen! Nimmt man noch die Wohnverhältnisse hinzu, dann braucht die Landflucht und die Unmöglichkeit einer Rückwanderung auf das Land nicht Wunder zu nehmen. Den Landbesitzern sei damit noch kein Vorwurf gemacht, nur das Landproblem aufgerollt, das in seinem Gesamtumfang zu beleuchten mir noch die Kenntnis aller in Betracht kommenden Tatsachen (Produktionskosten, Absatzbedingungen, Zollfragen) fehlen. Daß das Problem aber für unsere wirtschaftlichen und nationalen Verhältnisse sehr wichtig ist, dürfte das Beispiel Frankreichs lehren.

Marburg Georg Wünsch

Vom Katholizismus der Gegenwart

Neues aus Rußland — Ordensehrungen — Aus Frankreich — In eigener Sache

Die Ostpolitik des Vatikans drängt auf rasche Entscheidungen, trotz aller Vorbereitungen auf lange Sicht (Sp. 609 bis 611). Und der Widerstreit zwischen den Interessen der katholischen Aktion in Sowjetrußland und der Rücksichtnahme auf die Exilsrussen (Sp. 818) läßt zu außergewöhnlichen Maßnahmen greifen. So war es eine Überraschung und doch für den, welcher die Entwicklung verfolgt hat, wieder nicht nur überraschend, in Osservatore Romana 207 (7. Sept.) die kurze und inhaltvolle Nachricht aus Moskau zu lesen:

„Wir sind in der Lage, erfreuliche Nachrichten über die am 15. August am Feste Mariä Himmelfahrt und den folgenden Tagen in Moskau unter zahlreicher Teilnahme begangenen religiösen Feiern zu melden. Am 15. August wurde, nachdem das diplomatische Personal der Botschaften Frankreichs und Italiens seinen besonderen Platz in der St. Ludwigskirche in Moskau eingenommen hatte, von demjenigen, der bis dahin allgemein Pater Michael d'Herbigny, Rektor des Päpstlichen Instituts für orientalische Studien in Rom, genannt wurde, ein Pontifikalamt gehalten. In seiner Predigt legte er dar, daß der Heilige Vater, um seine väterliche Liebe für die Russen zu bezeigen, ihn habe zum Bischof weihen lassen, damit er den gläubigen Katholiken jeder Nation und Sprache in Moskau und der Union der Sowjetrepubliken noch reicheren Segen zu bringen imstande sei. Sein Aufenthalt, sagte er, werde kurz und rein religiösen Charakters gegenüber den Katholiken, ohne politische oder diplomatische Tätigkeit sein. Tag um Tag in der folgenden Woche fanden sich die Gläubigen in großer Zahl zur privaten Messe des Bischofs ein, reichten ihm Medaillen, Rosenkränze, Kreuze und auch Kinder dar, damit er sie segne. Am 22. August wurde ein zweites Pontifikalamt in der Hauptkirche der Polen vor einer überaus großen Menge gefeiert. Am 23. war feierliche Firmung für viele Erwachsene und junge Leute. Ein weiteres großes Kirchenfest steht für den 29. August in der St. Ludwigs-Pfarrkirche bevor. Alle Gläubigen beten voll lebhafter Andacht und mit Tränen des Dankes nach den Intentionen des Hl. Vaters."

Also der Jesuitenpater d'Herbigny, der als Leiter des päpstlichen Instituts für die orientalischen Angelegenheiten mehrfach in päpstlicher Mission in Rußland weilte, ist in aller Heimlichkeit zum Bischof der Gläubigen in Rußland geweiht worden. Zugleich hat der Papst die Jurisdiktion aller Bischöfe, die im Exil von außen her noch Episkopalrechte über russische Gebiete besaßen (Sp. 43), kurzerhand aufgehoben. Dies läßt auf die Absicht des Vatikans schließen, in Rußland selbst aus den Priestern, die in der Verfolgung ausgehalten haben, neue Bischöfe weihen zu lassen. Offenbar mit solchen Vollmachten ausgestattet und mit dem Auftrag einer kirchlichen Neueinteilung des Landes will der neue Bischof d'Herbigny bis an den Baikalsee seine Tätigkeit ausdehnen, wie er ausdrücklich (mit Rücksicht auf die Exilsrussen) verbreiten läßt, „lediglich religiösen Fragen dienend". Das zunächst notwendige politische Ziel hat er auf einer seiner früheren Reisen in der Tat schon erreicht, nämlich die Erklärung der Sowjetregierung, daß sie an einem Wiederaufbau der kirchlichen Organisation im Lande desinteressiert sei. (Vgl. Augsb.P.Z. 212.)

*

Seitdem mit der Ernennung des heiligen Canisius zum Doctor ecclesiae (1925 Sp. 570) die Grenze des Mittelalters für diese Würde durchbrochen worden ist, war zu erwarten, daß die übrigen neueren Orden mit ihren nachreformatorischen Ordenslehrern sich auch zu dieser Würde melden werden. Dem Karmeliterorden, dessen Generalkapitel zur Zeit zu einer außerordentlichen Tagung behufs Revision der Ordenskonstitutionen in Rom tagt, ist aus diesem Anlaß der Wunsch erfüllt worden, daß sein berühmtestes Mitglied, Johannes vom Kreuz (1543—1591, heilig gesprochen im Jahre 1726) durch Bulle vom 24. August d. J. in die Reihe der Doctores ecclesiae aufgenommen wurde. Da dies „in Anbetracht seiner großen Verdienste und wissenschaftlichen Werke auf dem Gebiete der mystischen Theologie" geschah, so liegt darin zugleich eine Anerkennung der Erneuerungsbestrebungen auf dem Gebiet der Mystik in der Gegenwart.

Dem Abt und den Mönchen von Maria-Laach ist eine neue Ehrung zu Teil geworden, indem die Abteikirche durch den Papst zur Basilika erhoben wurde, wodurch dem Abt und allen seinen Nachfolgern das Recht erteilt ist, sich bei den Pontifikalfunktionen der Cappa magna zu bedienen. In der Begründung heißt es: „Hier vollzieht man das Lob Gottes und die Mysterien der heiligen Liturgie mit der größten Feierlichkeit, und mit vollem Recht gelten die Abtei und die Kirche für die dortigen Länder als eine monumentale Erneuerung des religiösen Lebens und des göttlichen Kultus." Ein neuer Erfolg der Mission des Prior Hammenstede (vgl. Sp. 658).

*

Das Gesicht von Paris in der Nachkriegszeit hat eine neue markante Note erhalten durch die Basilika von Sacré Coeur, auf der höchsten Spitze des Montmartre (Mons Martyrum, weil dort der heilige Dionysius im vierten Jahrhundert ermordet sein soll). Genau an der Stelle des alten Kirchleins, wo am 15. August 1534 Peter Faber als einziger Priester der von Don Ingo Lopez da Recalde geführten Studentensodalität die Messe las, die mit den folgenschweren Gelübden zur späteren Bildung einer Societas Jesu führte, ist von den Jesuiten die Basilika errichtet worden mit Geldern, die von den gläubigen Katholiken aus ganz Frankreich als Sühne für die Schandtat des „Laizismus" und für die Opfer des Kriegs erfammelt worden sind. Eine riesige Kuppelkirche mit besonderem Campanile, dessen Aussicht neben der des Eiffelturmes sich sehen läßt, im Inneren mit prächtigem Mosaik geschmückt, ist sie, noch nicht vollendet, ein Dokument der „katholischen Aktion" im Frankreich der Nachkriegszeit. Ich besuchte darin eine Abendandacht bis 10 Uhr Nachts, bei der alle Lichtreflexe in dem goldenen Herzen des riesigen Jesusbildes hinter dem Hauptaltar sich fingen, und hatte dann beim Heraustreten aus der Kirche nicht nur alle Lichter des Himmels und des nächtlichen Paris im weiten Rundkreis zu bewundern Gelegenheit, sondern geriet dicht daneben in die allen Theaterbesuchern vertraute Szenerie aus der Bohème von Murger, in die berühmte Künstlerkneipe des Montmartre. Von den verschiedenen Eindrücken, die ich über den französischen Katholizismus einheimste, wage ich jetzt ebenso wenig zu berichten, wie ich nach meiner englischen Frühjahrsreise ein vorschnelles Wort über den englischen Katholizismus wagte. Immerhin ist mir die starke nationalistische Bindung der katholischen Aktion in Frankreich aus meiner täglichen Lektüre der „Action Française" und des „Croix" recht deutlich geworden. Sie hat nicht nur durch Bierville einen Stoß erhalten (Sp. 907. 919), sondern neuerdings durch eine Kampfansage des Kardinalerzbischofs Andrieu von Bordeaux gegen die Action Française, der die jungen Katholiken seiner Diözese vor einer Teilnahme an dieser Bewegung dringend warnte: „Das, was die Führer der Action Française als ihre Grundsätze verkündigen, ist nichts anderes als Atheismus, Agnostizismus, Antichristentum, Antikatholizismus." Darob entstand große Aufregung unter den Katholiken, die sich zur Action Française hielten und die auf das analoge Zusammenarbeiten ihrer italienischen Glaubensbrüder mit Mussolini und dem Faschismus hinwiesen. Doch der Papst hat in einem eigenen, im Osservatore Romano an leitender Stelle veröffentlichten Handschreiben vom 5. September an den Erzbischof von Bordeaux für diesen Stellung genommen: „Mit großer Besorgnis betrachten wir die Gefahren, welche allerseits für die Jugend aus derartigen nationalistischen Bewegungen besonders deshalb entstehen, weil diese sich mit der

lobenswerten Liebe zum Vaterland vermengen" Oss. Rom. 208). Der Präsident der Action Française Bernard de Vesires hat darauf in zwei Briefen an den Erzbischof von Bordeaux (A. Fr. vom 9. September) und an den Papst selbst (A. Fr. vom 19. September) im Namen der zahlreichen Katholiken, die in der Bewegung stehen, die völlige Unterwerfung unter die Autorität der höchsten kirchlichen Stellen zum Ausdruck gebracht. Wie sich das etwa in einem Wechsel der Redaktion des Blattes (vgl. schon die Entrüstung des Osserv. Rom. über den Herausgeber Voltaires Sp. 657, daneben ist Maurras, der glänzendste politische Schriftsteller Frankreichs der Hauptredakteur des Blattes „Action Française" vom Erzbischof von Bordeaux als besonders gefährlicher „Agnostiker" angegriffen worden) oder sonst in einer Änderung der Organisation sich auswirken wird, bleibt noch abzuwarten. Jedenfalls ist die Scheidung der bisher in der einen Spitze der „Action Française" vereinigten Verbände der „katholischen Aktion" in Frankreich und der monarchistischen, bzw. nationalistischen Vereinigungen eingeleitet.

*

Zum Beruf des Berichterstatters auf dem katholisch-protestantischen Grenzgebiet gehört es, daß er regelmäßig Mahnbriefe, sei es von der anderen, sei es von der eigenen Seite erhält. Sie werden sämtlich beachtet und gewissenhaft erwogen, vollends wenn sie von solch verehrter und hochachtbarer Stelle kommen, wie die Beanstandungen einzelner Ausdrücke meiner Ausführungen über Maria-Einsiedeln (Sp. 815—17). Die beiden scharfen Ausdrücke „gotteslästerlich" und „Zauberei" wurden als ungerechtfertigt und verständnislos bezeichnet. Ich muß mich deshalb dahin präzisieren, daß selbstverständlich nicht die Fürbitte an sich, auch nicht das Fürbittegebet der Seligen irgendwie zur Diskussion stehen kann. So gewiß die Fürbitte die liebste und christlichste Form des Bittgebets von Lebenden ist, warum auch nicht bei den Dahingeschiedenen, die vor Gottes Throne stehen? Und für das Ergreifende des Gekritzels „Sancte Paule, Sancte Petre, ora pro nobis", wie es aus den jüngsten Katakombenöffnungen ans Tageslicht getreten ist, habe ich volles Verständnis. Anders ist es mit dem wünscheheißen, selbstsüchtigen Zuflüchtnehmen zur großen Geschenkvermittlerin, die im Vorraum der Wallfahrtskirchen mit andern Heiligen auch bedankt wird: „Maria hat geholfen", „Die heilige Theresia vom Kinde Jesu hat gegeben ..." Sind das nicht vorschnelle und gotteslästerliche Schlußfolgerungen? Und dieses egoistische und zugleich genießerische stundenlange „Bitt für uns" statt des ernsten verantwortungsbewußten Tretens unter das Gerichtsurteil des allmächtigen Herrn, des alleinigen Gottes über Leben und Tod — es mag rührend, ergreifend und in einer lichterschwülen Wallfahrtsnacht hochpoetisch sein, aber ist es nicht im letzten Grunde gotteslästerlich? Jedenfalls ist mir in der Einsiedeler Nacht zum 15. August aufs neue bewußt geworden, daß in der katholischen Erziehung des Volkes zum Ernst der Gottesbegegnung ein Mangel sein muß.

Und daß die Benediktionen an sich nicht als „Zauberei" gemeint sind, weiß ich sehr wohl. Aber ich fühlte, daß sie, wie ich schrieb, als solche „wirkten". Ich glaubte zu beobachten, daß die Patres selbst bei den dreien Malen, als ich zugegen war, die Weihungen ungern vollzogen. (Oder habe ich mich selbst in sie hineingedacht?) Es liegt mir durchaus fern, in die kultischen Gepflogenheiten der anderen Kirche dreinreden zu wollen. Nur im Sinn der Verteidigung des gerügten scharfen Ausdrucks meine ich, daß jeder Benediktion die zauberische Herkunft, die doch religionsgeschichtlich feststeht, genommen werden könnte durch eine Paränese in der Muttersprache in fünf Sätzen, daß die Anwesenden auf das Wesentliche im Reich Gottes bedacht sein sollen und nicht auf das Unwesentliche.

Endlich muß ich mich gegen den durch eine stilistische Entgleisung erweckten Anschein wehren, als ob ich meine Wachsfiguren wirklich hätte weihen lassen. Ich hatte sie aber zufällig in der Tasche bei mir. Dazu nehme ich diese Dinge doch zu ernst. Und ich denke, eine Verständigung über diese Punkte sollte gegenseitig schließlich möglich sein.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche im Freistaat Sachsen ist seit 1. Oktober staatsfrei.

Das Disziplinargericht der Landeskirche Hessen-Kassel hat Kreispfarrer Lic. Bachmann und Pfarrer Lic. Schafft freigesprochen. Vgl. Sp. 961 ff.

Vom deutschen Evangelischen Kirchenbundesamt wird eine Sammlung sämtlicher deutscher Kirchenverfassungen (Herausgeber Professor Giese in Frankfurt a. M. und Kirchenbundesamtsdirektor Oberkonsistorialrat Hosemann) veröffentlicht. Preis 40 M., bei Vorbestellungen Ermäßigung.

Die Generalsynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen, die in Breslau tagte, nahm die Gemeinde Lasdehnen in Ostpreußen auf, während die Gemeinden in dem an Polen abgetretenen Gebiet der Mutterkirche nicht erhalten werden konnten. Ein Parallelformular für die Taufe und Erweiterung des Frauenstimmrechts, das beschränkt in den Gemeindeversammlungen besteht, wurden abgelehnt, desgleichen Änderung der ablehnenden Stellung der Kirche gegenüber Totenverbrennung und Freimaurerorden. Rb 222

Die Abgeordnetenversammlung des Deutschen Evangelischen Pfarrertages nahm einstimmig den österreichischen Pfarrerverein in die Reichsorganisation auf.

Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen will seine nächste Weltbundkonferenz im Sommer 1928 in Prag halten und damit eine „Weltkonferenz für Frieden und Freundschaft" verbinden.

„Das Reichsbanner" Nr. 18 richtet an den DEKA und an die Kirchenregierungen der Länder die Frage: „Wollen Sie weiter dulden, daß das Ansehen der Kirche bei großen Massen ihrer Mitglieder durch einseitige politische Stellungnahme herabgemindert wird, daß dadurch die Kirche in den Streit der Parteipolitik mit hineingezogen und ihre Wirksamkeit auf ihrem eigentlichen Gebiet aufs schwerste geschädigt wird?" Und an die Republikaner, welche Mitglieder der evangelischen Kirche sind, die Frage: „Wollt Ihr euch weiter gefallen lassen, daß die Kirche, der Ihr angehört und von der Ihr die Darbietung unpolitischer geistiger Güter erwartet, zu einem Werkzeug politischer Reaktion herabgewürdigt wird? Was gedenkt Ihr innerhalb der Kirche zur Abstellung dieser Mißstände zu tun?"

Es gibt in Deutschland 22 571 Diakonissen, wozu noch 4000 Hilfskräfte treten. In den letzten drei Jahren hat sich die Zahl der Schwestern um 1500, die der Arbeitsfelder um 500 auf 8500 vermehrt. Mit den 40 außerdeutschen Häusern zählt die Kaiserswerther Generalkonferenz 106 Mutterhäuser mit 28 889 Schwestern auf 10 250 Arbeitsfeldern.

Die Kirchengemeinde Witten hat anläßlich eines Gustav Adolf-Festes eine Kirchenfahne (schwarzes Kreuz auf weißem Grunde) eingeführt, mit der reichlich geflaggt wurde.

Nach dem neuen Schulverwaltungsgesetz der Thüringischen Regierung sollen in den Schulvorständen neben den Vertretern des Magistrats und der Lehrer auch von den Elternbeiräten der einzelnen Schulen gewählte Vertreter Sitz und Stimme haben.

Der Kirchenrat von Lübeck hat einen Kirchenmusikertag als amtliche Vertretung sämtlicher Chorleiter und Organisten eingerichtet und ein kirchliches Dienststrafgesetz erlassen.

Das mecklenburgische Unterrichtsministerium hat die von der früheren Regierung wiedereingeführte dritte Religionsstunde in den Schulen wieder abgeschafft, wogegen in vielen Orten Protestversammlungen stattgefunden haben. Rb 219 bringt die Nachricht unter der Überschrift: „Kulturkampf in Mecklenburg-Schwerin?"

Die Calvingesellschaft hat das Grundstück in Noyon, auf dem das Geburtshaus Calvins gestanden hat, erworben und will darauf eine reformierte Kirche und ein Calvinmuseum errichten.

Die französische Regierung hat auf Staatskosten eine Moschee errichten lassen, die in Gegenwart des Sultans von Marokko von den höchsten Vertretern des Staats ihrer Bestimmung übergeben wurde.

Von den 27 200 000 Einwohnern Polens sind 3,6 % evangelisch, 63,8 römisch-katholisch, 11,2 griechisch-katholisch, 10,5 orthodox, 11,2 jüdisch. Posen und Pommerellen zählen 458 000, Kongreßpolen 420 000, Oberschlesien 80 000, Galizien 37 000 Evangelische. In der Lodzer Woiwodschaft wohnen 173 000 Evangelische, in Lodz selbst 50 000, in Warschau 18 600, in Posen 7484 (gegen 65 000 vor dem Kriege).

Aus Deutschland sind sechs Kandidaten nach Amerika, von dort sechs Geistliche nach Deutschland entsandt, die im Domstift, Johanneum u. a. O. Wohnung nehmen werden.

Die Vereinigten Staaten zählten in einem Jahre 112 036 Ehescheidungen, Kanada im gleichen Jahre 57. Durchschnittlich kommt auf sieben Eheschließungen eine Ehescheidung, in Ohio auf fünf, in Oregon auf 2,6.

Die Herrscherin von Bhopal in Mittelindien hat in ihrem Lande den Alkoholgenuß verboten, die in Trancancore das Opfern von Tieren. EvDtschld 39

Prinzeß Astrid von Schweden, Nichte des Königs, mit Kronprinz Leopold von Belgien verlobt, wird zum katholischen Glauben übertreten (FZ 706). Erzbischof Söderblom erklärt in der schwedischen Presse diese Nachricht für „übereilt" (FZ 717).

Walter Classen wird im Winter in Hamburg im Lehrerfortbildungsinstitut eine zweistündige Wochenvorlesung über „Geschichte des Christentums" halten.

Von Personen. Berufen: Direktor des Predigerseminars in Wittenberg D. Woldemar Macholz zum Professor der praktischen Theologie (für Thümmel) nach Jena. Gewählt: Studienrat Adolf Köberle in München zum Leiter des Leipziger Missionsseminars. Promoviert: Pastor Walter Jeep, Leiter der Inneren Mission in Braunschweig, zum D. von Rostock. E St

Verschiedenes

Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund wird von Pfarrer Gauger in Licht und Leben Nr. 39 sechs Spalten lang scharf verurteilt. Das ist sein persönliches Recht. Ich schrieb mir unter die Kritik: „Und die Position?" Aber uns, denen die Politik auf dem Herzen und Gewissen liegt, verbindet

doch bei aller sachlichen Gegnerschaft ein Band der Sympathie. Wenn ich nur Eines begriffe — und darnach zu fragen schreibe ich diese Zeilen: Welche Beziehung besteht nun eigentlich zwischen dieser politischen Haltung — und dem Christentum, sonderlich dem Gemeinschaftschristentum? Ich kann mir auch beim besten Willen nicht denken, daß die deutschen Gemeinschaftschristen auch nur in ihrer Mehrheit damit einverstanden sind. Schließlich gehört doch Unrecht leiden können, geduldig sein, alles zum Besten kehren, zu den Grundbegriffen eines entschiedenen Christentums.

Ganz anders findet sich im „Evangelischen Deutschland" Generalsuperintendent D. Otto Dibelius mit der neuen Situation ab. Er will, daß die evangelische Kirche Deutschlands die Konsequenz aus dem Gegebenen ziehen und von nun an dem Völkerbunde dienen soll, indem sie sein Ideal in seiner Reinheit vertritt. Versäume Niemand den Artikel zu lesen. „Das Evangelische Deutschland" Nr. 39. R

Sozialisten in der Kirchenregierung

Ein Freund schreibt uns zu Nr. 17 Sp. 857 in gerechter Entrüstung:

„Bis jetzt einzigartig in Deutschland ist es, daß ein Sozialdemokrat auf Grund des Wahlergebnisses in die Kirchenregierung einzieht." Das zeigt mir wieder einmal, wie wenig man in Deutschland von einander weiß. In Thüringen saß seit dem Bestehen des Thüringer Landeskirchentages immer ein von der „Freien Volkskirche" gewählter Sozialdemokrat in dem erweiterten Landeskirchenrat; eine Zeit lang waren es sogar zwei: ein Mehrheitssozialist und ein Unabhängiger. Das war so, ehe es Religiöse Sozialisten gab, die ja erst im kommenden Winter bei der Neuwahl als Gruppe auftreten.

Für und wider die Todesstrafe

Der Entwurf eines künftigen deutschen Strafgesetzbuchs behält die Todesstrafe bei. Oberlandesgerichtsrat Emil Dosenheimer in Frankenthal hat von 32 Autoritäten Äußerungen dazu provoziert, die er unter dem Titel **Für und wider die Todesstrafe** im Neuen Frankfurter Verlag (57 S. 1.50 M.) veröffentlicht. Der Hinweis muß heute genügen, die Sache soll uns weiter beschäftigen. Durch die Zeitungen geht folgende offizielle Zählung der Todesurteile und Hinrichtungen. 1912: 35 Urteile, 20 vollstreckt; 1919: 119 Urteile, 10 vollstreckt; 1923: 85 Urteile, 15 vollstreckt. R

Die RGG

Ein Ereignis in unserer theologischen Welt und über ihre Grenzen hinaus bedeutet das Erscheinen des ersten Hefts einer neuen zweiten Auflage der **RGG**, d. i. des einst von Schiele und Zscharnack, heute von Gunkel und Zscharnack (in Verbindung mit Bertholet, Faber und Stephan) herausgegebenen Handwörterbuchs **Die Religion in Geschichte und Gegenwart**. Es ist ein tapferes Unternehmen diese neue Ausgabe, ein erfreuliches Zeichen von dem Zutrauen des Verlags zur Käuferwelt und von der Zuversicht der gelehrten Herausgeber zur Sache. Wir zweifeln nicht, daß der Erfolg das Wagnis belohnen wird. Es gibt wieder fünf Bände, die, broschiert, auf ungefähr 180 M. zu stehen kommen. Diese Summe verteilt sich aber auf fünf Jahre: Ende 1931 soll das Werk vollendet sein. Alles Nähere findet man in den Prospekten, welche die Buchhandlungen bereit haben, wie, auch zur Ansicht, das erste Heft. Es muß doch ein Vergnügen sein, die Arbeit, die schon das erste Mal die Meister lobte, nun auf Grund der damals gemachten Erfahrungen noch besser zu wiederholen. Daß die Bände ein wenig dünner, die Artikel ein wenig kürzer werden, schadet nichts. Manche Hinweise des alten Werks wird man ja vermissen. So sind die vielen alttestamentlichen Eigennamen im vorliegenden Heft weggefallen: man findet sie in den Bibellexiken und Konkordanzen. Warum aber fiel „A und O"? Es war ein schöner Anfang. Neu sind: Aarhus, Aaronitischer Segen, Abbe (Jena), Abbot (der Amerikaner), Abelly, Abibos, Abjuratio, Abo, Abraham-Apokalypse, Abraham-Testament. „Abendmahl" ist von 70 auf 30, „Abraham" von 10 auf 3 Spalten zusammengedrängt, „Aberglaube" von 6 auf 14 Spalten vermehrt. Alles ist wohl bedacht, und ohne daß man jeden Wunsch erfüllt finden wird, darf man eine vollkommene Leistung erwarten. Jedenfalls gibt es ein ganz neues Werk, das wieder ein Gradmesser für den heutigen Stand unserer theologischen Wissenschaft sein wird. R

Johann Peter Hebel

Zum hundertsten Todestage Hebels erschien im Verlag für Volkskunst und Volksbildung, Richard Keutel, Lahr in Baden, ein kleines feines Heftchen: **Johann Peter Hebel.** Biblische Geschichten in Auswahl. Herausgegeben ist es von Dr. Theodor Längin und kostet nur 20 Pfennige. R

Ausstellung schlesischer kirchlicher Malerei und Plastik

Gerne machen wir auf den Katalog dieser Ausstellung aufmerksam, die — noch im Oktober in Breslau zu sehen — eine Auslese schlesischer kirchlicher Malerei und Plastik des Mittelalters zur Schau stellt, der ersten und wohl auch für lange der letzten dieses Umfangs. Sie bedeutet eine Bereicherung der Wissenschaft, indem sie wenig oder gar nicht bekannte Stücke, namentlich aus der glänzenden Zeit der schlesischen Kunst, dem 14. und frühen 15. Jahrhundert, zur öffentlichen Kenntnis bringt und so zusammen mit den Breslauer Sammlungen die bei aller Verwandtschaft mit der böhmischen doch sich abhebende Eigenart der schlesischen Kunst veranschaulicht. Die Abbildungen zeigen Beispiele von erlesener Qualität. R G

Versammlungskalender

Oktober	7.—9.	Pädagogischer Kongreß Weimar
	7.—11.	Bund Haus und Schule Frankfurt a. O.
	8.—10.	Christengemeinschaft Dortmund
	9. 10	Internationaler Arbeitskreis f. Erneuerung der Erziehung München
	10.—16.	Kongreß für Sexualforschung Berlin
	11.—15.	Kursus für Pfarrer und Religionslehrer Halle
	17.—23.	Lehrgang für Jugendführer: Alkoholfrage Wilhelmshagen
	18.	Freunde der Christlichen Welt Basel
	21. 22.	Gedächtnis der Homberger Synode Homberg a. E.
	28.—31.	Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln
November	9.—12.	Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche Berlin
1927 Juli	31. — August	21. Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

An der **Königin-Luise-Gedächtniskirche** zu **Breslau** wird Neujahr 1927 voraussichtlich eine

Pfarrstelle frei.

Industriegemeinde von 12000 Seelen, 2 Pfarrer. Zur Zeit keine Dienstwohnung. Altersgrenze bis 35 Jahre. Interesse für Jugendarbeit erwünscht. Meldungen mit Zeugnissen bis 24. Oktober an den

Gemeindekirchenrat der Königin-Luise-Gedächtniskirche, Breslau I, Kirchstraße 12, II.

Die durch das Ableben des Herrn Pfarrer Lehmann freigewordene **5. Pfarrer- (III. Diakonat-) Stelle** in der **Kirchgemeinde Zittau**, verbunden mit der Frühpredigerstelle an der hiesigen Dreifaltigkeitskirche, ist alsbald anderweit zu besetzen.

Bewerber wollen ihre Gesuche nebst Zeugnissen bis zum 15. Oktober an den unterzeichneten Stadtrat als Kollaturbehörde einreichen. Rückporto ist der Bewerbung beizugeben.

Zittau, am 20. September 1926. **Der Stadtrat.**

Viktoriaheim

staatlich anerkannte Haushaltungsschule zu Cassel-Wilhelmshöhe. Töchterheim für evangelische junge Mädchen gebildeter Stände.

Leiterinnen: Matilde Schulz, Elisabeth Wessel.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung. Prospekt gegen Voreinsendung von 20 Pf.

Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr. 8.

JOHANNES MÜLLER

DIE BERGPREDIGT

Verdeutscht und vergegenwärtigt. VIII, 346 Seiten 8°. 34. Tausend. Geheftet M 3.—, in Pappband M 4.50, in Ganzleinen M 5.50. — „‚Verdeutschen' und ‚vergegenwärtigen' wollte Johannes Müller die Bergpredigt. Wie anders leuchten ihre gewaltigen Worte und Wahrheiten als Zeugnisse des Lebens aus reiner Ursprünglichkeit und Echtheit, wie anders als da, wo man sich mühsam quält, sie in ihrem buchstäblichen Sinn zu erfüllen oder zu umgehen. Johannes Müller gehört zu denen, auf die hören sollten, die eine Erfüllung ganzen vollen Menschentums suchen." Frankfurter Zeitung

DIE REDEN JESU

Verdeutscht und vergegenwärtigt. Erster Band: Von der Menschwerdung. IX, 330 Seiten 8°. 13. Tausend. — Zweiter Band: Von der Nachfolge. VII, 352 Seiten 8°. 10. Tausend. — Dritter Band: Vom Vater im Himmel. X, 309 Seiten 8°. 7. Tausend. Jeder Band geheftet M 4.—, in Pappband M 5.—, in Ganzleinen M 6.—. „Wir erleben hier, daß in Müller ein Jünger Jesu erstanden ist, der mit tiefstem Spürsinn und eigenartiger Kraft das prinzipiell Neue, das mit dem Christentum in die Welt getreten ist, in Worten heißer Jesusliebe den ‚Menschen von heute' darlegt und ihnen den Weg zur Nachfolge weist." Christliche Welt

GOTT

185 Seiten 8°. Geheftet M 2.—, in Pappband M 3.20, in Ganzleinen M 4.50. — Das Buch „Gott" ist die reife Frucht eines schon längeren, reichen, vollen Menschenlebens. Nur ein Mann, der so klar und ruhig auf der Fülle der Wirklichkeit seine Blicke ruhen läßt und der durch unermüdliches Mittun die Schrecken und Seligkeiten des Lebens kennt, konnte dieses männliche, stolze und zugleich so demütige Buch schreiben. Es gibt, wonach so viele heute hungern: ein ganzes Weltbild, in dem Gott der Mittelpunkt ist.

BECK
VERLAG
MÜNCHEN

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen gibt edlen Stil und macht die Feder leicht. Halbleinenband Mk. 12 —. Urteile kostenlos.
Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Suche für meine 16jähr. Tochter (evangel., Lyzeumsreife, schon ein halbes Jahr im Haushalt tätig) Stelle als **Haustochter**, schlicht um schlicht.
Dr. **Alice Eßler, Diemitz**
bei Halle (S.)

Studentin phil., bei der Doktorarbeit, Realgymn.-Abit., mit griech., chem., botan. u. etw. Musikkenntn., Maschinenschreib. u. Stenogr., s. Stellg. a. **Sekretärin, Gehilfin** (oder Erzieherin) in Universitätsstadt oder nächster Nähe. Angebote unter **H. F.** an den Verlag erbeten.

Für meine Schwester Stelle als **Hausdame** gesucht in nur gutem Hause oder Anstalt. 47 J. Beste Zeugnisse. Hausw. Examen, sehr praktisch, Leitung gr. Institute, viel Erfahrung in allen weiblichen Arbeiten. Offert. unt. „**Pfarrer H.**" an den Verlag.

Meine Verlobung mit
Fräulein
Sophie Weidauer
Tochter des verstorbenen Dresdener Vereinsgeistlichen **Rudolf Weidauer** und seiner Frau Gemahlin **Hedwig** geb. Bunz-Roscher zeige ich hierdurch an.
Leiden, Sept. 1926
Wasstraße 2.
Professor
D. H. Windisch

Gestern abend hat uns der liebe Gott ein kleines Brüderchen
Wolfram
geschenkt. Psalm 103.
Missionar
Fr. Habersang, Vikar
u. Frau **Lydia** geb. Hoffmann
Tübingen, Stadtroda b. Jena
den 24. September 1926

Dreiländertag der FCW
Basel, den 18. Oktober, Nachm. 2 Uhr
im Basler Hof, Aeschenvorstadt 55, 5 Min. vom Schweizer Bahnhof.

Die zweite Pfarrstelle
an der St. Michaeliskirche zu Bremen

ist zu besetzen mit einem frei gerichteten Theologen, der die Aufgabe hat, in der von Beamten und Arbeitern bewohnten Bahnhofsvorstadt einen Mittelpunkt des Gemeindelebens zu schaffen; Pfarrhaus mit Saal ist im Bau. — Gehalt nach Gruppe 10, Ortsklasse A; außerdem Nebeneinnahmen und freie Dienstwohnung. — Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf, Zeugnissen usw. sind umgehend zu richten an den verwaltenden Bauherrn O. Hubold, Doventorsteinweg 93, der auch weitere Auskunft erteilt

In Hamburg ist demnächst die Stelle eines **Friedhofspastors** (Gehalt Gruppe X—XII) zu besetzen. Seine Aufgabe besteht lediglich in der Abhaltung von Trauerandachten auf dem Zentralfriedhof und im Krematorium. Festangestellte Geistliche, möglichst nicht über 35 Jahre alt, wollen sich unter Vorlegung ihrer Zeugnisse bei der unterzeichneten Behörde melden.
Der Kirchenrat der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate, Hamburg 1, Jakobikirchhof 26.

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.
Pfarrer **Wehrmann**,
Rektor des staatlichen Schwesternhauses in **Arnsdorf**, Bez. Dresden.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 21. Oktober

Dieser Nummer liegen bei: **Antiquariats-Katalog Nr. 97** (Theodor Rother, Buchhandlung und Antiquariat, Leipzig); **Bücherliste mit herabgesetzten Preisen** (Christian Kaiser Verlag, München). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.